KM

KRAKAUER MONATSHEFTE

1. JAHRGANG / HEFT 1



OSTEUROPÄISCHE VERLAGSANSTALT, KRAKAU, ANNAGASSE 5

INHALT:

Die in den Text eingestreuten Illustrationsseiten, mit Ausnahme der in der Inhaltsangabe bezeichneten Bilder, stammen aus dem graphischen Werk des Malers Karl Staudinger.

Umschlagentwurf Albert Fuß

KRAKAUER MONATSHEFTE

1. JAHRGANG / HEFT 1

SEPTEMBER 1944

PRIVATDRUCK



SCHRIFTLEITUNG: MAX GEISENHEYNER

DRUCK: ZEITUNGSVERLAG KRAKAU-WARSCHAU G. M. B. H., KRAKAU

Anruf

Über welchen Feldern, Phönix, schwebst du...?
Lange schaun wir nach dir aus.
Unsere Herzen sind gerichtet,
wähle sie zu deinem Haus.

Warum läßt du dich nicht bei uns nieder?
Kennst du uns denn nimmermehr?
Glaub uns: in den Feuerwolken
fiel das Singen bitterschwer.

Deine Zauberflügel sehn wir köstlich glänzen,
heller als den hellsten Stern.
Wir sind reif für dich geworden.
Bruder, bleib uns nicht mehr fern.

In den Gräben, Trümmern, in den Nächten
ist das Nichts für uns zerfallen.
Eine neue Inbrunst nährt uns,
neuer Glaube flammt uns allen.

Unsere überwachen, aufgerissenen Ohren
hören die Granaten rauschen —
dennoch komme, teurer Vogel,
daß wir deinem Liede lauschen.

Und ich sah ihn morgenkühn und herrlich schweben,
und sein Auge blitzt mich an,
und die goldene Stimme tönte:
Neuen Liedes Zeit begann.

Eure schlachtumrauschten Herzen, eure Seelen
sind Geburtsstatt neuer Worte —
euch beflügle, euch erwähl' ich!
Phönix wohnt an diesem Orte.

Walter Bauer

DAS ENDE DER IDYLLE?

Bilder und Betrachtungen aus dem Kriege

VON ᛋᛋ-KRIEGSBERICHTER KURT LOTHAR TANK

Der Zeichner schob das Stroh beiseite. Der Pan mit kugelrundem Kopf und weißgrauem Zarenbart hörte auf, das froststarre Huhn zu rupfen. Er humpelte aus dem Stall in die Küche und kam mit einer kleinen verschmutzten Ölfunzel wieder. Sieben, acht, neun der Spitschkis, jener stinkenden östlichen Streichhölzer, waren rasch in seinen Fingern erloschen. Das zehnte hielt die Flamme einen Augenblick, und nun beugte sich der Alte mit der blakenden Funzel tief in die Ecke und wühlte die eisenbeschlagene Malkiste des Deutschen aus dem Stroh.

Der Zeichner suchte Sepiastifte. Er wußte, er hatte eine Schachtel davon in die Kiste gepackt. Im Stall war es kalt. Der Wind pfiff. Eis und Schneekristalle wehten durch die halbgeöffnete Tür. „Verfluchtes Schneetreiben!" murmelte er. Der Alte, ängstlich besorgt, der Pan sei über ihn ungehalten, wollte die Malkiste in die Stube tragen, doch der Zeichner wehrte ab. „Es wird doch nichts mehr heut", sagte er, ließ das Schloß einschnappen und schob die Kiste wieder unter das Stroh.

Im Dämmer der Stube erschien der Bauer mit seinem grauen Kittel, über den der schlecht gestutzte Zarenbart fiel, und seinem wie von einer Schicksalslast gebeugten Rücken eigenartig müde. Und doch lag in seinen Augen, die demütig und rätselhaft trotz ihrer durchsichtig wasserblauen Farbe den Zeichner ansahen, nicht nur ansahen, musterten, prüften, bis auf den Grund der Seele zu erforschen suchten — es lag in diesen Augen etwas Ungebrochenes, etwas Knechtisches und doch Kraftvolles, so als sei das Knechtische nur eine Maske, die jederzeit abgenommen werden konnte, das Lächeln nur eine Larve.

„Setzt Euch!"

Der Zeichner arbeitete, im letzten Licht des trüben Januartages, rasch und in starker Erregung. In steinerner Ruhe, den Blick ins Endlos-Weite gerichtet, saß der Greis vor ihm.

Als die Sitzung beendet war, bot der Zeichner dem Bauern Tabak an; doch der dankte und zeigte auf eine Schachtel, in welcher nur noch eine Zigarette lag. Als sie ihm der Zeichner etwas verwundert anbot, schüttelte der Alte erschrocken den Kopf und tippte dann vorsichtig auf das Silberpapier der Verpackung. Nachdem er es erhalten, verbeugte er sich und trug es, Dankesworte murmelnd, wie einen kostbaren Schatz in die Küche.

Am Abend sah der Zeichner, daß der Bauer aus dem Silberpapier einen reichgezackten Stern geschnitten und diesen Stern auf den oberen Rand seines kleinen Spiegels in der Wohnküche geklebt hatte. Der Alte lag auf dem Ofen und betrachtete beglückt lächelnd seinen Stern. Später merkte der Zeichner, daß die verhutzelte Babuschka sich einen Stuhl an den Spiegel schob und eine Ecke des Silbersterns, die sich von dem schwarzen Holzrahmen gelöst hatte, sorgfältig festklebte.

„Warum mag der Alte aus dem Silberpapier einen Stern geschnitten haben?" fragte der Zeichner einen Fahrer, der alle Kämpfe seiner ᛋᛋ-Division im Osten mitgemacht und sich mit dem ukrainischen Volk viel beschäftigt hatte.

Rottenführer F. dachte einen Augenblick nach: „Ja, warum?" wiederholte er dann. „Warum stellen sie sich Flaschen mit geschliffenen Stöpseln zwischen die Fenster oder legen bunte Glaskugeln hinein? Warum? Hast du in irgendeiner Stadt hier jemals einen Laden gesehen, wo es Schmuck gab oder wo früher einmal Schmuck verkauft wurde? Hast du nur eine einzige Kette am Hals oder Handgelenk einer Frau hier gesehen?"

Da hatte der Zeichner verstanden. Ja, es war Sehnsucht nach etwas Blinkendem. Es war der Wunsch, ein wenig Glanz in das

glanzlose, trostlose Dasein zu bringen. Und diesen Zauber vermochte für die armen glanzentwöhnten Augen schon ein kleiner Silberstern aus Zigarettenpapier zu bringen.

*

Es war dies Mitte Januar 1944 gewesen, in einer Atempause zwischen den schweren Abwehrkämpfen. Nun schrieb man den 1. Februar. Der Lazarettzug hielt in L.

Feldwebel M., Zugführer in einer Pionierkompanie, war am gleichen Tage wie der Zeichner, an einem schönen, strahlenden Januarmorgen, bei dem gleichen Unternehmen, einem starken Stoß der Divisionen des Heeres und der Waffen-SS nach Osten, verwundet worden. Der Zeichner nur leicht. Sein rechter Fuß lag in der Schiene. Dem Feldwebel hatte ein Granatsplitter die linke Hand abgerissen. Der Stumpf war mit starken Binden umwickelt.

„Du willst wohl boxen", fragte ihn sein Nachbar. Er sprach mühsam, mit pfeifender Stimme. Sein Unterkiefer lag in einem dicken Verband.

„Klar!" lachte der Feldwebel. „Man kann nicht immer ringen."

Ja, man konnte nicht immer ringen. Die meisten der im Lazarettzug Liegenden konnten es im Augenblick bestimmt nicht; aber lachen, lachen konnten sie noch. Sie verloren den Humor nicht, so schnell nicht. Sie hatten Geschichten auf Lager, zunächst einmal ihre eigene, die letzte, die sie am stärksten beschäftigte, dann die ihrer Kameraden. Und mochte ihnen allen der Winterkrieg mit seinen Abwehrkämpfen noch schwer in den Knochen liegen. Den Mut verloren sie nicht. Sie wußten: Das ist ein Übergang.

Am Abend — die meisten schliefen schon — erzählte der Zeichner dem Pionierfeldwebel die seltsame Geschichte mit dem Silberstern. Nichts habe der Bolschewismus den Menschen gelassen, so schloß er, nichts, woran sie sich freuen könnten. „Roboter sind es geworden. Ihre Samoware liegen verrostet in den Ställen. Tee und Zucker hat man ihnen entzogen. Sie singen nicht mehr. Die alten Trachten und Bräuche hat man ausgerottet. Statt der Betstühle stehen Benzinfässer in den Kirchen. Im ganzen Land findest du nichts Schönes, nichts Idyllisches mehr!"

„Mag sein", sagte der Feldwebel. „Sie haben vielleicht zu wenig Gemüt, aber wir haben zu viel. Wir hängen unser Herz an Idyllen. Das ist gefährlich. Es kann uns das Leben kosten!

Der Lazarettzug ruckte an. Im Schüttern der Räder verstummte das Gespräch.

*

Der Pionierfeldwebel und der Zeichner waren zu ihrer Freude in das gleiche Reservelazarett nach G. gekommen. Sie lagen in einem Zweibettzimmer. Sie sprachen viel miteinander. Sie stritten sich, und ihr Streit ging, als hinge davon alles ab, um die Idylle. Das idyllische Leben sei dahin, darüber waren sie sich einig. Ein abseitiger Betrachtung gewidmetes Leben dürfe in diesem Kriege niemand mehr führen. Aber wie war es mit der Idylle in der Kunst?

Man müsse sie ausrotten, meinte der Feldwebel. Sie schade uns, sie mache den kämpfenden Menschen weich.

Nein, man müsse sie pflegen, sagte der Zeichner dagegen. Sie helfe uns im Kampf. Sie bedeute keine Flucht, sondern eine Stärkung der Seele. Gerade der deutsche Soldat könne und dürfe sie niemals aufgeben. Er gäbe mit ihr seines Wesens besten Teil auf. Oder solle, was ein Goethe und Eichendorff, ein Mörike oder Stifter an Idyllen gedichtet, für uns tot sein?

Sie suchten Unterstützung, Hilfskräfte für ihre Ansichten. Aber die meisten der Kameraden lachten und meinten, es sei verlorene Zeit, um dergleichen herumzustreiten. Erst als sie Oberleutnant B. trafen, belebte und vertiefte sich ihr Streitgespräch auf eine ungeahnte Art.

*

Der Feldwebel und der Zeichner durften schon bald einige Stunden aufstehen. Sie halfen bei der Aufnahme neu angekommener Verwundeter. Vom Süden der Ostfront, aus den Räumen von Kirowograd und Tscherkassy, von Berditschew und südwestlich Pogrebischtsche kamen sie, bleich und ermattet von der Bahnfahrt,

die Gesichter umrahmt von Stoppelbärten, doch nun voller Hoffnung. Sie erwarteten Ruhe und Heilung in dem westfälischen Städtchen, das inmitten weiter Wiesen und Wälder winterlich verschneit lag.

Da ruhte, unbeweglich und mit geschlossenen Augen, aschfahl das Gesicht, ein Mann auf der Bahre, die man soeben hereingetragen hatte. Auf die Fragen des Zeichners antwortete er nicht. Erst als er ihn sanft anstieß, sah er ihn wie ein Wesen aus einer fremden Welt verwundert an, wies dann mit seiner dick verbundenen rechten Hand auf sein Ohr, um anzudeuten, daß er schwer höre. Und als der Zeichner nun lauter nach seinem Namen und Dienstgrad, seinem Front- und Ersatztruppenteil, dem Tag, dem Ort und der Art seiner Verwundung fragte, ergab sich, daß Oberleutnant B. zu den Verbänden des Heeres gehörte, welche die SS-Division, der der Zeichner angehörte, im Raum westlich Berditschew abgelöst hatten. Jedes Dorf dieses Abschnitts, jede Windmühle und Wegkreuzung waren in ihrer beider Erinnerung so lebendig, als habe sich alles, was dort geschehen, am Vortage abgespielt.

Die Nässe des abgetauten Schnees, die die Tarnjacken der Neuangekommenen feucht machte, war dem Zeichner wie eine Erinnerung an die Kämpfe im Osten. Diese Männer mit den Stoppelbärten, die Arm- und Beinverletzten, stellten die Verbindung her zu den Kameraden der Front. Ihre Erzählungen waren wie Rufe, wie Ermahnungen. Der Zeichner konnte nicht genug Einzelheiten erfahren; denn oft ergab es sich im Laufe des Gesprächs, daß man an den gleichen Orten fast das gleiche erlebt hatte.

*

Sie gingen in den nächsten Wochen gern zu dem Oberleutnant, der in der Ersten Chirurgischen Abteilung, nicht weit von ihrem Hause, lag. Sie sollten das einmal lesen, sagte er nach dem ersten Besuch, und zog ein unscheinbares Bändchen unter dem Kopfkissen hervor. Es war eines der grauen Hefte der Armee. „Trost der Dinge“ stand auf dem Titelblatt.

Am Abend schlug es der Feldwebel auf und lachte. War es nicht kindlich, „Briefe an den Mond“ zu schreiben, wie es dieser Matthias Claudius tat? Und was gingen uns die Betrachtungen und Beobachtungen an, die Herr Johann Peter Hebel über Eidechsen und Spinnen, über Baumzucht, über den Regen oder gar über ein Vogelnest anstellte?

Doch als er die Betrachtung über die Spinnen gelesen, mußte der Feldwebel zugeben, daß er selbst oft, wenn er in einem Bunker gelegen, über die kunstvollen Netzfäden nachgedacht hatte und daß ihm wie dem Kalendermann der Gedanke aufgestiegen sei, wie es wohl komme, daß sich die Fliege trotz ihrer vielen Augen im Netz der Spinne verfange. „Was folgt daraus?“ so fragte Johann Peter Hebel. Und er antwortete: „Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke geraten will.“ Der Satz — das spürte der Feldwebel — galt auch für ihn als Soldaten, als Pionier. Wie oft hatte er mit einem unerklärlichen Spürsinn die Gefahr, die er nicht mit Augen sah, doch bemerkt?

Gut, der Feldwebel war bereit, der Naturbeobachtung in der Idylle ein Recht zuzugestehen. Sie sei, wenn vernünftige Menschen sie schrieben, unter Umständen von Nutzen. Aber ein Lehrbuch leiste mehr. Und die neuzeitliche Technik, die ja nun einmal den Krieg bestimme und vielleicht entscheide, wo bleibe sie in der Idylle?

Das sei, so sagte der Oberleutnant bei ihrem nächsten Besuch, nicht so leicht zu beantworten. Aber verweile man einmal beim Nützlichen, bei der Naturbeobachtung, beim Landbau. Er las ein paar Zeilen aus einem abgegriffenen Buch, das offenbar schon manchen Marsch mitgemacht hatte, ein paar Zeilen in einem merkwürdigen Rhythmus. Die Verse handelten von Tier und Baum und Strauch. Ein bäuerliches Jahr rundete sich. Der Dichter begleitete es mit Lehren für den Landmann.

„Doch, das läßt sich hören. Klingt ein bißchen altmodisch. Es muß eine ruhige Zeit gewesen sein damals“, meinte der Pionierfeldwebel.

Der Oberleutnant lachte. „Altmodisch ist gut. Die Verse wurden vor zweitausend

Jahren geschrieben, von Vergil, einem römischen Dichter. Er nannte sie Idyllen. Aber ruhig waren die Zeiten, in denen er sie schrieb, ganz und gar nicht. Das römische Weltreich zitterte in allen Fugen. Es waren die unruhigen Jahre nach Cäsars Tode, der Bürgerkrieg tobte. Das Haus Vergils wurde zerstört; der Dichter entging mit knapper Not dem Tode. Man drängte ihn, die erregenden Kämpfe seiner Epoche zu besingen. Das werde ihm Gunst und Ansehen bei den Großen verschaffen. Aber der merkwürdige Mensch schrieb Hirten- und Bauerngedichte. Warum wohl? Der Zeichner erriet es. Gerade in einer Krise des Reiches mußte die einfache und gesunde Welt der Hirten und Bauern erhalten bleiben und als Beispiel wirken. Darum habe der Dichter die Natur gefeiert, das Liebenswerte in ihr, das Lohende des Lebens.

Ja, so könne man sagen, meinte der Oberleutnant. Der Mythus vom Werden des römischen Weltreiches, den er später in der Äneis dargestellt habe, sei im Grund nichts als eine Fortsetzung und Erweiterung seiner Idyllendichtung. „Vergil hatte erkannt: wie der Hirt das Leben hütet, so hütet es verteidigend auch der Krieger. Nur Zeiten, die zur Ordnung streben, können in der Idylle, im Kleinen, das Abbild eines sinnvoll geordneten Lebens geben. Idyllen so dauerhafter Art, wie sie Vergil geschaffen hat, gelingen nur einem Dichter, der ein Gefühl für das Reich, für die Aufgaben des Staates hat."

Nach langem Nachdenken schüttelte der Pionierfeldwebel den Kopf.

„Sie sind nicht überzeugt davon?"

„Ich meine, die Dichter sollten das darstellen, was in ihrer Zeit wirklich geschieht: das Neue, das Große, das Aufregende. Alles andere hilft uns nichts."

„Was geschieht, sollen die Dichter darstellen? Aber was geschieht denn in Wahrheit? Können wir das heut schon, da wir noch vor der Entscheidung stehen, fassen? Wie wird man einmal die Kämpfe, die wir in diesem Winter erlebt haben, sehen? Wissen Sie, was einmal das Wort Sewastopol oder Demjansk oder Stalingrad, was einmal Narvik oder Kreta bedeuten wird? Wir sehen das Einzelne: strahlende Heldentaten oder ein zähes Ausharren auf verlorenem Posten und wissen nur, daß alles auf die große Entscheidung zuläuft. Aber können wir mehr als schlichte Chronisten des Krieges in übersehbaren Abschnitten erwarten oder Männer, die versuchen, heute schon im einzelnen Bilde den Sinn des Ganzen zu erfassen? Und ist das Sinnbild eines solchen Glaubens nicht immer eine Idylle, ein in sich abgeschlossen Ruhendes, Unantastbares? Wer die Bilder des Glaubens zerstören, wer die Idylle ausrotten will ... ich werde es anders sagen: in solchen Sinnbildern liegt — für jeden anders und doch für jeden von uns sichtbar — die Sicherheit des Sieges!"

Der Oberleutnant hatte in großer Erregung gesprochen. Als die Schwester mit dem Fieberthermometer kam, gingen die beiden Besucher.

„Für die alten römischen Bauern mögen die Verse gut gewesen sein", sagte der Feldwebel. „Aber wir haben Traktoren und künstlichen Dünger und keine Dreifelderwirtschaft mehr. Die Technik bestimmt nicht nur den Krieg, sondern auch die bäuerliche Arbeit. Alles andere ist Silbersternromantik; ich lasse mir das nicht nehmen."

*

Am nächsten Nachmittag — es war ein Sonntag — saß der Zeichner im Vorraum zum Hauptkrankensaal. Er schien in einem reich bebilderten Buch zu lesen. In Wahrheit beobachtete er die Besucher und, ohne daß sie es merkten, zeichnete er sie. Kleine Gruppen fanden sich da auf dem rauhen, gelblichbraunen Papier. Neben den Verwundeten in weißen und blaugestreiften Leinenkitteln saßen in dörflicher und städtischer Sonntagstracht Eltern und Geschwister, Frauen und Kinder der Verwundeten. Bei einigen von ihnen war, da sie sich monatelang oder Jahre nicht gesehen, zuerst etwas Fremdes und Scheues zu merken. Der Zeichner spürte das Verhaltene der Blicke. Es bewegte ihn das Schweigen der Männer, ihre rührenden Versuche, mit den Kindern zu sprechen und zu spielen, ein wenig zurückgebliebene Spiele, die die Kinder nicht gleich verstanden. Die Frauen sahen ihre Männer lange und innig an, und die Männer waren bewegt von dem

Lächeln, das ihnen aufbewahrt geblieben war, von der Liebe, die sich einen Weg ins Sichtbare gesucht hatte, in Geschenke, die auf eine unerklärliche, zauberhafte Art in den Besitz der Frauen gekommen sein mußten; denn in den Läden der ausgebrannten Städte fand man solche Schätze nicht mehr. Jedes dieser Dinge, Bücher und Briefmappen, Backwerk und Blumen, die ohne den Schimmer der Liebe arm gewesen wären, zeichnete R., so wie ein mittelalterlicher Maler wohl eine Reliquie gemalt hätte. Und doch: Der Zeichner verfälschte nichts. Er sah scharf und genau die von grober Fabrik- und Hausarbeit verbrauchten Hände. Er gab den Linien um Nase und Mund der Frauen jene feine, bittere Schärfe, die die Sorge dort eingegraben hatte. Er vergaß auch nicht das Oberflächliche festzuhalten, das aus manchem Gesicht sprach als ein Versuch, durch das Schließen der Augen mit dem Schweren und Schrecklichen fertig zu werden. Er zeichnete das mit in seinen kleinen Bildern; denn er wußte: nur die Wahrheit bestand die Prüfung vor der streng richtenden Zeit.

Der Pionierfeldwebel saß an seiner Seite, und er begriff, daß diese Bilder genau so in einen Bericht vom Kriege gehörten wie die Darstellung einer Panzerschlacht, einer Bunkererstürmung, eines Jagdfliegerangriffs.

Gewiß: nur wer handelte, blitzschnell und besonnen, kühn und den Gegner übertrumpfend, errang den Sieg. Doch es galt in diesem Kriege wie in jedem, nicht nur Schläge auszuteilen, sondern auch Schläge zu ertragen. Zu ertragen und nicht zusammenzubrechen, den Glauben, den Siegeswillen zu bewahren! Die Frauen, die neben ihren verwundeten Männern saßen, hatten das geleistet. Sie leisteten es noch. Und wieviel konnte ihnen doch ein Bild, eine Blume, ein Kinderbuch bedeuten oder ein Gedicht, das mit der Andacht Eichendorffs die Waldstille pries oder den Morgen besang, wie es Mörike getan, den „Wintermorgen vor Sonnenaufgang“:

O flaumenleichte Zeit der dunklen Frühe!
Welch' neue Welt bewegest du in mir?
Was ist's, daß ich auf einmal nun in dir
Von sanfter Wollust meines Daseins glühe?
Einem Kristall gleicht meine Seele nun,
Den noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen:
Zu fluten scheint mein Geist, er scheint zu ruh'n,
Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen,
Die aus dem klaren Gürtel blauer Luft
Zuletzt ein Zauberwort vor meine Sinne ruft.

Hatten sie als Soldaten so nicht manchmal im Winter die Dämmerung vor Sonnenaufgang empfunden? Das Gedicht Mörikes war ein Lob des Ruhenden, aus dem sich leise, trostreich, wie verhaltener Jubel, die Bewegung löste, eine Bestätigung dafür, daß das Leben noch nicht erstorben ist, daß es sich aus der Erstarrung, aus dem Eisschlaf des Winters, aus dem Eistod der Seele befreit!

In diesen Tagen fiel dem Zeichner der Roman „Maler Nolten“ von Eduard Mörike in die Hände. Er handelte von einem blinden Künstler. Das zog den Zeichner zuerst an. Er las mit starkem Anteil diese manchmal biedermeierlich verschnörkelte, im ganzen aber so großartig und gradlinig geführte Erzählung, und er erkannte: Es gibt Stufen der Idylle. In keinem anderen Buch konnte man sie in so zahlreichen und schönen Abtönungen finden wie im Maler Nolten. Da stand die Idylle der süddeutschen Landschaft und der Insel Orplid neben der Idylle der Liebe und des Leides, von Trauer umschattet wie im Volkslied, von tiefer Tragik umschauert wie in den Peregrina-Gedichten. Es gab die Idylle der Gärten, der Kindheit und des ernsten Künstlertraumes. Der Roman Mörikes war ein Fortwandern von Idylle zu Idylle. Die Hausidyllen und die des Schattenspiels, die Märchenidyllen und die der Freundschaftsbriefe und Tagebücher. Selbst der Tod des Schauspielers Larkens wird durch das Bild des Toten im Sarge zur Idylle abgemildert: „Nicht nur war der Körper mit einem langen, feinen Sterbekleid und schwarzer Schärpe umgetan, sondern ein großer, blendendweißer Schleier, mit Silber schwer gestickt, bedeckte das Antlitz und ließ einen grünen Lorbeerkranz, der um die hohe Stirne lag und selbst die Züge des Gesichts gar milde durchschimmern.“

War da nicht der Schmerz, die nicht zu bändigende Lebensunrast, die den Schauspieler erfüllt hatte, gesammelt in der erhabenen Stille eines Bildes?

Der Tod hatte den Zeichner wie viele Soldaten oft gestreift. Er hatte ihm früh ins Auge gesehen. Vielerlei Formen und Schrecken hatte er; doch es gab nur eine Art für uns, mit ihm fertig zu werden. Man mußte den festen Glauben an das Unzerstörbare unseres Wesens in sich tragen. Dieser Glaube aber war nichts, das einem kampflos geschenkt wurde. Dieser Glaube mußte errungen werden. Oft hatte es der Zeichner an sich und seinen Kameraden erlebt. Und diese Kraft im Angesicht des Todes aufzubringen, lehrte es nicht der Roman Mörikes? So schildert der Dichter in einem zu Herzen gehenden Bilde den Schmerz, unter welchem die Seele erstarrt: „Es wird auf einmal totenstill in dir, du siehst dann deinen eigenen Schmerz, dem Raubvogel gleich, den in der kühnsten Höhe ein Blitz berührt hat, langsam aus der Luft herunterfallen und halbtot zu deinen Füßen zucken."

Doch bewies nicht das dunkle Ende des Romans, daß in der seelischen Auflösung der nachklassischen Zeit die Idylle ausgelöscht wurde? Hier eben lag der Unterschied zwischen dem Weltgefühl der Antike und dem unserer Tage. Die Antike hatte eine natürliche Naivität besessen. Der Einbruch des faustisch-technischen Geistes war noch nicht da. Hatte der Pionierfeldwebel recht? War das Chaos der heut entfesselten Kräfte, war dieser Krieg ein Ausdruck der technisch-ikarischen Revolution — was sollten dann die Idyllen? Sie waren zeitfern und zeitfremd, gaukelten uns in eine romantische Selbstgenügsamkeit. Sie vertuschten die Probleme. Sie heuchelten eine Einfalt und Gesundheit, die in Wahrheit nicht vorhanden war. „Epische Darstellung des Vollglücks in der Beschränkung" — das hatte Jean Paul von der Idylle gefordert. Wo gab es heute das Vollglück? Geßnersche Alpen- und Seidelsche Gartenidyllik sagten uns nichts mehr.

Wußte Oberleutnant B., der die Idylle in der Kunst so heftig verteidigte, auch hier eine Antwort?

Er wußte die Antwort.

„Sie haben mich am Anfang danach gefragt, wie denn die Idylle bestehen könne, nachdem die neuzeitliche Technik und Naturwissenschaft den Krieg so über alle Maßen grausam und unfaßbar für unsere bisherigen menschlichen Beurteilungen gemacht hat. Ich will Ihnen ein paar Zeilen vorlesen, die ein deutscher Dichter, Adalbert Stifter, unser größter Idyllendichter, vor hundert Jahren geschrieben hat."

Der Oberleutnant nahm ein starkes, braun eingebundenes Buch und las:

„Jetzt kann sich eine kleine Landstadt und ihre Umgebung mit dem, was sie hat, was sie ist und was sie weiß, absperren. Bald wird es aber nicht mehr so sein. Sie wird in den allgemeinen Verkehr gerissen werden. Dann wird, um der Allberührung genügen zu können, das, was der Geringste wissen und können muß, um vieles größer sein als jetzt. Die Staaten, die durch Entwicklung des Verstandes und durch Bildung sich dieses Wissen zuerst erwarben, werden an Reichtum, an Macht und an Glanz voranschreiten und die anderen sogar in Frage stellen können. Welche Umgestaltungen wird aber auch erst der Geist in seinem ganzen Wesen erlangen? Diese Wirkung ist bei weitem die wichtigste. Der Kampf in dieser Richtung wird sich fortkämpfen. Er ist entstanden, weil neue menschliche Verhältnisse eintraten. Das Brausen wird noch stärker werden. Wie lange es dauern wird, welche Übel entstehen werden, vermag ich nicht zu sagen. Aber es wird eine Abklärung folgen. Die Übermacht des Stoffes wird vor dem Geiste, der endlich doch siegen wird, eine bloße Macht werden, die er gebraucht, und weil er einen neuen menschlichen Gewinn gemacht hat, wird eine Zeit der Größe kommen, die in der Geschichte noch nicht dagewesen ist." Der Oberleutnant schwieg. „Die Übermacht des Stoffes wird sich dem Geiste beugen müssen", sagte er dann. „In diesem Kampf stehen wir. Stifter wußte, daß die Naturwissenschaften Welt und Leben umgestalten würden. Aber er glaubte auch fest daran, daß er, der in einer Übergangszeit lebte, sich nicht entmutigen lassen durfte. Er hat es nicht getan. Und in diesem Sinne hat der Idylliker Stifter ein großes, ein tragisches Leben geführt. Der

Mensch müsse lernen, so meinte er, die Erscheinungen der Naturwissenschaft und Technik als ein neues Gewicht in sein Leben aufzunehmen. Ist diese Aufgabe nicht auch uns gestellt? In dem dunklen Ende Stifters erkennt man, aus welchen Abgründen seine Idyllendichtung wuchs. Schon als Kind hat Stifter das Bedrohlich-Vernichtende seines Zeitalters gefühlt. Bevor er Gestalten in seiner Erinnerung auftauchen sieht, spürt er den Schauer der Vernichtung und des Todes. Und doch ist plötzlich der Trost der Idylle geboren. Wie ein Wunder steht die Erlösung vor dem Knaben. In mir war Erleichterung, so erzählt er, die auf das Weichen des Entsetzlichen und Zugrunderichtenden allemal folgte, und ich sagte: Mutter, da wächst ein Kornhalm!"

Nach einer kurzen Pause wiederholte der Oberleutnant nachdenklich: „Mutter, da wächst ein Kornhalm. Haben wir nicht alle erst im Kriege erfahren, was ein Kornfeld, was eine Hütte bedeutet, ein Feuer oder eine Kerze? Das Einfache des Daseins, das schlichte Leben, das die Idylle preist, ist das Beruhigende. Es beschützt den Menschen und sein Menschentum. Die Sonnenblume neben dem gefallenen Kameraden wird da zum Sinnbild der Schönheit, ein Baum, ein Brunnen zum Sinnbild des Beständigen. Und nun erzählten die drei von ihren Kriegserlebnissen. Zum erstenmal seit Wochen sprachen sie davon. Jeder hatte das Wunder der Verwandlung erlebt. Inmitten des naturzerstörenden Krieges hatten sie die heilende, die heiligende Kraft der Natur erfahren. Die Idylle nahm die Unruhe, die Dämonie der Zeit in sich auf. Der Idyllendichter, wie Adalbert Stifter, er mochte zerstört werden; die Idylle als Sinnbild des Glaubens blieb erhalten. Sie war ein Sieg des Geistes. Dort lag die Aufgabe: hart zu kämpfen, blitzschnell, kühn und besonnen zugleich zu handeln. Verletzbar möchte man sein als ein körperliches Wesen, unverletzbar galt es zu sein in der Seele, im Glauben!

*

Lange Zeit danach, im Sommer des Jahres 1944, die Junisonne strahlt über die Ausläufer der Karpaten, las der Zeichner in Erinnerung an seine Lazaretterlebnisse und -gespräche das Rumänische Tagebuch von Hans Carossa. Er spürte: es waren die Schreie der Sterbenden und der in ihren Wunden Fiebernden nicht verschwiegen in diesem Buche. Vom Berg der Blindheit und des Todes her wehen uns alle Schauer der Verwesung an, und von den vielerlei Arten, in denen der Tod den Menschen anfällt, fehlen nur wenige. Und doch ist das Ganze ein Buch des Lebens, nicht des Todes, das Unversehrte und Unversehrbare inmitten aller Gefahr, aus der sie erblüht. Sie erscheint nicht inmitten des kriegerischen Sterbens der Männer. Sie erscheint an einer Stelle des Buches, an welcher der Tod am schwersten zu ertragen ist. Kinder sind getroffen worden, drei Kinder einer Flüchtlingsfamilie, die beim Spielen eine scharfe Handgranate gefunden, sich darum gebalgt und dabei die Schnur herausgezogen haben. Die Explosion hat die Mutter, die gerade Kochfeuer anzünden wollte, getötet, die drei Kleinen schwer verwundet. Die Großmutter, Siebenbürger Sächsin, die weinend den stillen Zug begleitete, meinte, man müsse solche Vorfälle den Kaisern und Königen der ganzen Welt zu wissen machen, damit sie traurig würden und von dem gottlosen Krieg abließen.

Und nun erscheint in der wie von innen durchleuchteten Kraft eines magischen Bildes der Trost der Seele, das Größere, den Tod hinter sich Lassende. Man könnte diesen Trost die Geburt der Idylle aus dem Unfaßbaren des Schmerzes nennen: „Indessen", so sagt Carossa, „war auf einmal die Sonne frei geworden und beleuchtete sehr hell einen hohen Berg, der allen auffiel. Der untere Teil zeigte fahlgrüne, mit Steinen durchsetzte Matten, dann folgte, wie mit Sorgfalt umgelegt, ein schmaler Tannengürtel, und aus diesem spitzte sich schneeglänzend eine mächtige Pyramide in das zerfließende Grau. Der feierliche Anblick bannte jeden; sogar die alte Frau verstummte und ich — darf ich mir's zugeben, daß das Jammerbild der zerfetzten Kinder im Nu völlig ausgelöscht war? Daß es mir in der herrlichen Schau zerschmolz, als wäre es zufällig und nur am Rande geschehen wie die meisten Begebenheiten der Zeit, dort aber, geltend und geisterbehütet, stünde ein geheimes Gesetz, das all unsere Leiden und Schrecken übernommen hat?"



Hochmut *Zeichnung von K. St.*

„Weil ich aber fand, daß in allen Dingen Böses und Gutes war, sowohl in den Elementen, als in den Kreaturen, und daß es in dieser Welt dem Gottlosen ebensogut ginge als den Frommen, auch daß die barbarischen Völker die besten Länder innehätten, und daß ihnen das Glück noch mehr als dem Frommen beistände... deswegen war ich ganz melancholisch und sehr betrübt, und keine Schrift, welche mir doch wohlbekannt war, konnte mich trösten. Als ich aber in solcher Trübsal meinen Geist, von dem ich wenig und nichts verstand, was er war, ernstlich in Gott erhob, als mit einem großen Sturme, und mein ganzes Herz und Gemüt samt allen anderen Gedanken sich darein schloß, so brach der Geist durch. Was aber für ein Triumphieren in dem Geiste gewesen sei, kann ich nicht schreiben noch reden, es läßt sich auch mit nichts vergleichen, als mit dem, wo mitten im Tode das Leben geboren wird. In diesem Lichte hat mein Geist alsbald durch alles gesehen und an allen Kreaturen, an Kraut und Gras Gott erkannt."

Jakob Böhme
(1575—1624)

Nachtlied

Segl' ich in der Nacht
mit der Dunkelheit?
Schwere Seelenfracht
trägt die Leiblichkeit.
Habe kein Gewicht
auf dem Lagerschrein,
sieht ein anderes Gesicht
aus den Augen mein.
Geistessturmwind hebt
meine Traumesplanke;
als Laterne schwebt
voraus ein Gedanke,
der in Angst und Not
in der Dämm'rung ahnt:
Aus dem Leben ist der Tod
als ein Weg gebahnt.
Gott! Bist Du das Ziel?
Wage ich das Wort?
Es ist schon zu viel.
Schweigend treib' ich fort
in der Mitternacht
aus der Dunkelheit.
In die Segel haucht
leis die Ewigkeit.

Christian Früchtning

GEDENKE ZU LEBEN

VON ERNST BENKARD

Es war eine gefährliche Zeit, von der ich zu erzählen habe. Menschendasein und wohnlicher Besitz standen schlecht im Kurs. Vor den Grenzen des Landes stießen die Heere der Völker in einem harten Krieg aufeinander, und in der Heimat wurden Bomben auf friedliche Wohnstätten und auf Bauwerke abgeworfen, die durch die Geschichte ehrwürdig geworden waren. Man nannte das: „kriegswichtige Ziele angreifen und treffen". Wer Zeuge dieses Vernichtungswillens gewesen, erinnert sich mit Grausen und Empörung an lichterloh brennende Straßen, an zusammengestürzte Häuserzeilen, an liebe Angehörige, die es aus der Verschüttung zu bergen und später zur ewigen Ruhe zu betten galt. Er vermag die Bilder des Jammers aus seinem Gedächtnis nicht zu tilgen.

*

In solchen Jahren und Tagen habe ich einen Mann gekannt, dessen Schicksal wert scheint, aufgezeichnet zu werden. Denn auch er sollte einen Kampf zu kämpfen haben, aus dem er dennoch nicht als Besiegter hervorgegangen ist. Dieser Mann zählte ursprünglich zu den Söhnen der Wohlhabenden in seiner weitberühmten Vaterstadt. Ein früherer Krieg und dessen Folgen hatten ihm von bequemlichen Gepflogenheiten nicht viel mehr als seine kostbar eingerichtete Wohnung hinterlassen. Da er die Länder und die Städte der Menschen mit gebildeten Sinnen besucht hatte, sprachen seine Möbel, die Gemälde an den Wänden und die zahllosen Bücher in den Schränken von urteilsfähigem Geschmack, von Kunstverständnis und von weitreichender Belesenheit. Das, womit er seine Anschauung ehedem bereichert hatte, sollte ihm nun trefflich dienen, als er Arbeit und Erwerb kennenlernen mußte. Er machte sich daran, Bücher und Abhandlungen zu schreiben, und sein Name, den man vordem nicht genannt hatte, begann dort guten Klang zu gewinnen, wo man geistige Mitteilung zu schätzen wußte. So verstand er, ein ihn befriedigendes, der Allgemeinheit nicht gleichgültiges Dasein zu gründen. Derweilen wurde er gerade nicht jünger. In aller Stille, wenn auch nicht ohne die Teilnahme guter Menschen, feierte er seinen 60. Geburtstag. Damals wütete schon jener große Krieg, der zu Anfang dieser Geschichte erwähnt worden.

*

In einer Nacht unter den Nächten geschah es, daß ein von der Abwehr getroffenes feindliches Flugzeug auf das Dach abstürzte, das obere Stockwerk des Hauses durchschlug und im Schlafzimmer unseres Freundes hängenblieb. Dies war zur Winterszeit, und Weihnachten wurde in einer seltsam gegen Kälte und Schmutz verrammelten Wohnung begangen. Der beträchtliche Schaden sollte aber noch einmal durch fleißige Handwerker beseitigt werden, so daß die Wohnung wieder ihr altes Gesicht zeigen durfte.

Der Krieg jedoch wollte kein Ende nehmen und vergaß bald jedes Gebot der Menschlichkeit und des Erbarmens. Noch war kein Jahr ins Land gegangen, als in dem benachbarten Garten schwere Bomben umfängliche Trichter rissen, so daß ringsum alle Fensterscheiben in Splitter gingen und die Türen aus ihren Angeln gehoben wurden. Was noch eben Gehäuse besinnlichen Schaffens gewesen, wandelte sich zu einer Stätte chaotischen Charakters. Aber auch der Mensch verläßt sobald nicht seinen Bau; selbst bei ruinenhaftem Zustand fesseln ihn Notwendigkeit und Erinnerungen an Ort und Stelle. Das tägliche Leben nahm allerdings recht abenteuerliche Formen an. Der alte Spruch, daß das Wasser Urelement sei, bewahrheitete sich mit ungeahnter Härte. Sonst standen wenigstens ein paar Kachelöfen in der altmodischen Wohnung aufrecht, so daß etwas Wärme und Wärmendes notdürfig herbeigezaubert werden konnten. Im übrigen ahnt man in bewahrten Verhältnissen nicht, was die findige Arbeit eines Menschen in gefährdeter Verfassung zu leisten fähig ist. Man lernt, Fensterrahmen mit Pappe vernageln,

man richtet Türen wieder soweit ins Lot, daß sie wenigstens als Verschluß des Raumes gelten mögen, wenngleich sie als Ein- und Ausgang nicht mehr zu benutzen sind. Ganz zu schweigen von der Energie, die Haufen von Glasscherben und Teile herabgefallenen Verputzes wegkehrt und beiseite schafft. Man legt schon keinen Wert mehr darauf, daß alles säuberlich abgestaubt und rein gehalten sei. Die Notlage kennt andere Gesetze, als geruhige Zustände sie geschrieben haben.

*

Ein klarer Vorfrühlingsmorgen blaute über der verwundeten Stadt, und der Segen der jungen Sonne schenkte die Ahnung, das Ärgste des Winters sei überstanden. Plötzlich bei in wörtlichem Sinne heiterem Himmel heulten die Sirenen auf. Im gleichen Augenblick begannen die Bomben niederzupfeifen, Explosionen zu detonieren und die ersten fürchterlichen Zeugnisse eines schweren Angriffes dem Gehör manifest zu werden. Die Fundamente des Kellers gerieten in Seegang, man glaubte jeden Augenblick, daß das Haus über einem zusammentrümmere, so dröhnten die Einschläge von rechts und links: die Hölle schien losgelassen zu sein. Und während man sich an eine letztgebotene Sicherheit zwischen den alten Mauern anklammerte, hatte das Unglück schon unbemerkt seinen Gang genommen. Phosphorkanister waren in großer Menge über dem Haus abgeworfen worden. Mit unvorstellbarer Schnelligkeit durchbraust der Feuerorkan die kurz vorher noch beständige Wohnstätte. Jetzt gibt es keine andere Möglichkeit, als in der Flucht Rettung zu suchen, obwohl es weiterhin Bomben vom Himmel regnet, und man nicht dabeistehen oder etwas dagegen unternehmen kann, wenn Hab und Gut der Jahrzehnte, wenn die Arbeit eines Lebens zum Raub der Flammen werden. Wohl dem, dem es gelingt, ein paar Koffer aus dem Keller ins Freie zu tragen, um dem Begriff „Besitz“ nicht den letzten Sinn zu rauben.

Das Ereignis hatte zur Folge, daß an Stelle eines Wohnhauses eine riesige ausgebrannte Schachtel ohne Deckel anzutreffen war, wenn man sich dieses Vergleiches bedienen darf. Nicht einmal die die Stockwerke tragenden Balken waren noch vorhanden. In herumfliegende Asche hatte sich aufgelöst, woran das Herz von Menschen gehangen, die sich selbst als vorhanden sahen, während die Dinge von ihnen gegangen waren. Ein Vorgang, der jede Logik und gewohnte Erfahrung in ihr Gegenteil verkehrt.

So nahm ein Menschenpaar seinen Weg aus der brennenden Stadt, über der eine für die Sonne undurchdringliche Schicht von Rauch und Brandwolken lagerte. Was sie ihr eigen nannten, barg ein Leiterwagen, den man irgendwo aufgetrieben. Erst jenseits des Weichbildes der Stadt fand man den Tag und sein Licht wieder. An einer kleinen Bahnstation im Lande gelang es, einen Zug zu erreichen, der Anschluß in die Ferne versprach. Der Leiterwagen wurde auf Treu und Glauben bei dem Bahnvorstand zurückgelassen und ist vielleicht dort abgeholt worden.

*

Den Mann, der dies alles überstehen mußte, habe ich einige Wochen nach der Katastrophe in einer Stadt Südwestdeutschlands, wo er untergekommen war, wiedergesehen. Außer einigen Kleidern und etwas Wäsche verfügte er über keinen Besitz mehr. Wer aber glauben wollte, ich hätte einen Verzweifelten oder Darniedergedrückten angetroffen, befände sich in völligem Irrtume. Zeiten, wie die unseren, lenken die Besinnung auf das Wesentliche. So auch in diesem Falle. Das Wesentliche aber schien unserem Freunde, daß er am Tag weilte und seinem Schaffen kein Ende gesetzt sah. Daß er dabei sich zugleich eine neue Existenz aufbauen ging, betrachtete er fast als nebensächlichen Gewinn. Er nahm mit gefaßter Heiterkeit, was ihn betroffen, als ein Los hin, das ihm nicht allein geworfen war, und erkannte das Verlorne als ein Lösegeld. Denn von allen Gütern, die er hatte schwinden sehen, war ihm das kostbarste Gut zu eigen geblieben: er gedachte zu leben und durch geistige Arbeit zu wirken, und solange ihm diese Möglichkeit gegeben, wußte er nicht, welchen Grund zur lauten Klage er hätte finden sollen.

BESINNUNGEN

VON FRIEDRICH KAYSSLER

Denke nicht, du wüßtest mehr als der, mit dem du sprichst, auch wenn er noch so unwissend scheint. Vielleicht hat Gott eine Weisheit in ihm verborgen, so tief, daß kein Bewußtsein zu ihr hinabreicht.

*

Die eigene Richtung. Einer der schwersten Kämpfe des Menschen und um so schwerer, je mehr er im Alter fortschreitet, ist wohl von jeher der Kampf mit dem Ablauf der Zeit gewesen, die ihm, im Kleinsten wie im Großen, von Minute zu Minute andere neue Willensrichtungen aufzuzwingen versucht und gegen die er mit äußerster Kraft seine eigentliche persönliche Willensrichtung einhalten muß, wenn er als Einzelwesen bestehen will.

*

Das Kennzeichen des wahrhaft reifen Menschen ist, daß er mit jedem sich in dessen eigener Sprache verständigen kann, mit jedem gemäß seinem Entwicklungsgrad, seiner Auffassungskraft, daß er gleichsam alle Sprachen und Dialekte der vielfachen Seelenbezirke beherrscht. Er allein wird fähig sein, die Gefahr zu überwinden, die unsere Menschenwelt stündlich bedroht: das Mißverstehen.

*

Die Sprache eines geistig überlegenen Menschen erkennt man daran, daß er nicht jedes Wort in seiner lauten Wörtlichkeit und Wichtigkeit nimmt. Das hat nichts mit Wissen oder Bildung zu tun, das ist Sache des Herzens und der Vernunft.

Schöpfung. Zwischen den Formen der Natur, etwa den Linien eines Baumblattes oder der Farbenzeichnung eines Blütenkelches und den Erzeugnissen der Kunst oder des Handwerks, besteht eine auffallende Ähnlichkeit und Verwandtschaft, im Gegensatz zu allen maschinell hergestellten Dingen. Beide tragen dieselben deutlichen Kennzeichen davon, daß sie aus der lebendigen Hand ihres Schöpfers, des unsichtbaren oder des menschlichen, durch W a c h s t u m hervorgegangen sind: nämlich gleichsam gewachsener Unregelmäßigkeit im Gegensatz zu der absoluten, aber totalen Präzision aller maschinellen Dinge. Gerade durch eine gewisse Unregelmäßigkeit und leise Unebenheit ihrer Maße drükken sie Leben und Harmonie aus, während die maschinellen Dinge bei aller Präzision den Eindruck der Leblosigkeit hinterlassen.

*

Nicht „Ablenkung" braucht der Mensch, wenn er in Not ist, sondern Besinnung. Nicht auf „andere" Gedanken soll er kommen, sondern auf seine. Auf seine eigenen Gedanken soll er kommen, zu sich.

*

Immer, immer will und werde ich das Zarte verteidigen gegen das Starke, das vermessen geworden ist und die Zartheit seines eigenen Ursprungs vergessen hat. Alle wahre Kraft, auch die unbändigste, ist aus Zartheit gewachsen und bleibt es ihr schuldig, daß sie die Zartheit in sich und anderen niemals vergißt.

Je gewaltiger an Tiefe und Wahrheit eine menschliche Macht geworden ist in ihrem Wachstum, um so williger ist sie geneigt, sich der eigenen und fremden Zartheit zu erinnern. Wohnt doch in der Zartheit aus jederlei Gestalt die ewige Kindheit und Zukunft der Welt.

DAS NIBELUNGENLIED
ALS EINE DICHTUNG VOM TODE

VON HENNIG BRINKMANN (FRANKFURT A. M.)

Das Nibelungenlied erstand sieben Jahrhunderte, nachdem zum ersten Male eine germanische Dichtung den Burgunderuntergang als einen tragischen Vorgang ergriff. Wieder sieben Jahrhunderte sind seitdem abgelaufen. Die Stunde ist gekommen, die Dichtung, die in der Zeit der deutschen Bewegung nach langer Pause in ihrer Größe verstanden wurde, aufs neue in das Bewußtsein der Nation aufzunehmen, die gelernt hat, dem Tode ins Antlitz zu sehen.

Am Anfang steht ein Tor, durch das jeder hindurchschreiten muß, der Einlaß in die Dichtung begehrt. Sie läßt keine Hörer ein, die Erfüllung der Träume und schönes Spiel erwarten; denn sie zerstört erbarmungslos jede Illusion, bevor noch der Vorhang sich über der Bühne hebt. Mit unerbittlicher Sachlichkeit geleitet sie sogleich in eine Welt des tragischen Geschehens. „Aufwuchs bei den Burgundern ein Mädchen schöner Art, / daß in allen Ländern keine schöner ward, / Kriemhild mit Namen; sie wuchs und wurde schön. / Viele Helden mußten für sie ins Verhängnis gehn.“ Das Ende des Prologs verbindet die liebende, verhängnisvolle Frau mit dem Helden, der mit ihrem Leben zusammentritt, um so Schicksal zu erleben und zu schaffen. Er ist der Falke, von dem sie im Jungmädchentraum träumt. „Dieses war der Falke, der in den Traum ihr kam, / den ihr die Mutter deutete; wie furchtbar sie Rache nahm / an ihrer eignen Sippe, die ihm gab den Tod! / Der Tod des Einen brachte Tausende in Todesnot.“ So bereitet die erste Begrüßung auf eine Dichtung vom Tode vor, die als ein Ganzes in ihrer inneren Einheit verstanden sein will. Sie hält Prüfung über die Menschen, die die Dichtung empfangen; sie versagt sich den Träumenden, die auf selige Erfüllung des Menschlichen in einer Wunschwelt gestimmt sind, wie sie Hartmann von Aue in seinem Iwein entwirft, der den Menschen zum Vollkommenen läutert, aber die Möglichkeit des Vollkommenen nie in Frage stellt; sie öffnet sich allein denen, die gewohnt und gewillt sind, die Unerbittlichkeit und Ganzheit des Daseins zu bestehen. Unablässig weist sie auf den kommenden Untergang voraus. Aber der Tod wird nicht das Ende des menschlichen Seins bedeuten; im Untergang, der das Geschöpfliche auslöscht, leuchtet die Größe des Menschen auf.

Geschehen vollzieht sich, und Gestalten wandeln über die Bühne, die aus weiter Ferne kommen. Wohl gehört auch diese Dichtung der Zeit, in der sie wurde; aber ihr Gegenstand war nicht in dem ritterlichen Frankreich geformt, das deutscher Dichtung literarische Vorbilder für die Gestaltung einer abendländischen Zivilisation gab, sondern in der großen Zeit der germanischen Bewegung, die wir „Völkerwanderung“ nennen. Das war in den entscheidenden Jahrhunderten, in denen germanische Stämme das ganze Abendland verwandelten und am Ende die abendländische Kultur, für die ihre alten Träger zu müde und schwach geworden waren, auf ihre starken und jugendlichen Schultern nahmen. Damals entstand das germanische Heldenlied als ewiger Zeuge der Menschen, die Geschichte machten. Es gehörte allein dem handelnden Menschen, der sich verantwortlich entscheidet. Seine Zeit ist die Gegenwart als die Stunde der Entscheidung, der niemand entrinnt. Sie wird nicht entwertet vor einem besseren Einst, auf das er elegisch zurückschaut, oder vor einer schöneren Zukunft, auf die seine Wünsche hoffen. Das Sein spaltet sich nicht auf in ein besseres Möglich, das versäumt oder erträumt ist, und in ein schlechteres Wirklich, in dem der Mensch „leider“ leben muß. Das Vergangene reicht in das Gegenwärtige hinein als Erfahrung, die nun zum Teil der Gesamtexistenz geworden ist, und als Voraussetzung für das Handeln. Zukunft aber entspringt aus der Entscheidung der Gegenwart.

Es war eine Zeit, die immer wieder am Abgrund ging; sie hatte erfahren, daß auch den Abgrund sah, wer auf dem Gipfel stand. Aber alle Untergänge überdauert die Haltung des Menschen, der sich in der Entscheidung bewährt.

Das Heldenlied trägt eine innere Zweiteiligkeit in sich: auf der ersten Stufe entscheidet sich der Held für das Schicksal, dessen Anruf zu ihm kommt; auf der zweiten Stufe wird die Entscheidung durch das Schicksal fallen, das sein Entschluß in Gang brachte. Er entscheidet sich in Freiheit für die Forderung der Ehre, ohne die er keine Stunde zu leben vermag. So nimmt Gunther die Einladung Etzels an, obwohl deutliche Vorzeichen auf Verrat und Untergang weisen; die Atlakvita feiert diesen Vorgang als einen großen, denkmalhaften Augenblick, in dem sich echtes Königtum offenbart. Der Warnung, die ihn an der Grenze trifft, kann er nicht gehorchen, weil er bereits freiwillig den Weg in das Schicksal antrat. Wo das Wirkliche als das Notwendige schlechthin verstanden ist (wir nennen das Schicksal), kann nur eine gerade Strecke in die Vollendung gehen. Gunther schreitet auf ihr fort bis zum Erlöschen. Aber noch in der Stunde, die ihn zu vernichten scheint, kann er sich sieghaft erheben: er verweigert die Preisgabe des Schatzes, nach dem Etzel gierig verlangt, und kann den Gegner so noch im Angesicht des Todes schlagen.

Als wesentlich sind allein die großen Augenblicke der Entscheidung empfunden, in denen alles den Atem anhält, wie im Lied von der Hunnenschlacht das Gefolge des Königs in der Halle, das auf die Worte der beiden Brüder mit Spannung hinhört, durch die das Schicksal in Gang kommt. In diese Augenblicke ist alles gerafft: Vergangenes wirkt sich in ihnen aus, Kommendes wird in ihnen entschieden. Auf diesen Gipfeln des Lebens gibt die Dichtung den Handelnden selber das Wort zum Gespräch, in dem sich Wille und Haltung der Verantwortlichen enthüllen. Die Sprache, in der sich der Mensch über das stumme Dingliche erhebt, ist nicht zum Gefäß der Seele, sondern zur Waffe des Willens bestimmt. Dichtung solcher Art will von Hörern empfangen werden, die zur Nachfolge bereit sind; die sich durch das eigene Leben dazu bekennen, daß hier der Sinn ihres Daseins für sie gültig ausgesprochen ist.

Nie werden solche Hörer ausgestorben sein; in der staufischen Zeit ist aber mit dem Rittertum eine ganze Schicht in die Verantwortung aufgestiegen, die für die Gesinnung der germanischen Heldendichtung empfänglich ist.

Mit dem Nibelungenlied tritt die Heldendichtung zum ersten Male in den Bereich des Literarischen, Schrifttümlichen ein; mündliche Überlieferung von sieben Jahrhunderten mündet in ein Buchwerk ein, das noch alle Eigentümlichkeiten des mündlich Überlieferten bewahrt. Denn germanische Dichtung hatte eine andere Daseinsart als die Dichtung des Mittelmeerkreises, dessen Kultur schon früh auf die Schrift gegründet war. Als Zeuge der antiken Welt ragte Vergil in das Mittelalter. Antike Dichtung war schriftbestimmt; die Schrift überliefert sie unverletzlich und unversehrt in der Form, in der sie ein verantwortlicher Verfasser prägte und wollte. So kann sie unabhängig von der Gemeinschaft und dem Wechsel der Generationen überdauern. Germanische Dichtung lebte allein im Gedächtnis der Gemeinschaft fort, die sie sich immer aufs neue zueignete. Sie konnte nur dauern, solange Menschen lebten, die sich zu ihr bekannten. Die alten Gefüge blieben im Ganzen fest, weil sie durch die Entscheidungen der Menschen gesichert waren. Wie einst im alten Liede vom Burgunderuntergang nimmt noch im Nibelungenliede Gunther die Einladung Etzels an, und wie einst erklingt zum Schluß das alte Trutzwort des Gefangenen, der das Geheimnis des Schatzes nicht preisgibt, nur, daß nun Hagen der Sprechende ist, der Gefolgsmann, der den schwächer gewordenen König inzwischen in seiner Rolle abgelöst hat. Aber die Dichtung ist doch durch den Wandel von Jahrhunderten hindurchgegangen, in denen die Menschen sich wandelten und mit ihnen die Erfahrungen und Auffassungsweisen. Sie haben ihre Spuren in der Dichtung zurückgelassen, die sie übernahmen und weitergaben. So entstand ein vielschichtiges Werk.

Die rächende Kriemhild gehört noch in die germanische Zeit, wenn sich auch die Art der Rache verändert hat. In Brunhild lebt eine Frauengestalt der Merowingerzeit fort; in ihr hat sich der Machtgedanke verkörpert, nur ist ihre Macht nun von einer Zeit, die ihr — anders als der skandinavische Norden — nachfühlende Anteilnahme versagte, in das Körperliche verlagert, Kriemhild aber, die in der Liebe zu Siegfried aufblüht und dann dem klagenden Gedächtnis an den geliebten Toten lebt, ist aus der ritterlich-christlichen Zeit geboren. In Worms regiert nach germanischer Art eine Königssippe, die stark ist durch die Gefolgschaft und das eigene Handeln. Etzels Königtum aber ist nur ruhendes Dasein und friedliche Mitte für Menschen die heimatlos wurden. Er bleibt jenseits des Handelns; genug, daß er anderen neue Möglichkeiten des Daseins gibt. Wie ein Block aus Granit ragt breitschultrig und unbewegt die Gestalt Hagens herüber, der die Macht kennt und das Schicksal und die Treue. Fraglos und sicher ist sein Tun. In Rüdiger aber, dem eine leidende Seele verliehen wurde, hat sich die „schenkende Tugend" des Rittertums verklärt. Ihm ist der selbstverständliche Vollzug versagt; dafür darf er sich noch im Tode als der Schenkende vollenden, der er im Leben war. Sein Schild ist das letzte Geschenk an den großen Partner Hagen, sein Leben, das er mit dem Eid an Kriemhild weggegeben hatte, die letzte Gabe an sie.

Diese Vielschichtigkeit sprengt nicht das Werk, sondern gibt ihm die innere Fülle. Sie wendet sich nicht an den einzelnen, der nur eine Möglichkeit des Daseins erreichen und verstehen kann, sondern an die Gesamtnation, in der alle Schichten und Möglichkeiten vertreten sind. Das Werk drückt nicht die eine Epoche aus, in der es entstand, sondern die Fülle der Zeiten. Jahrhunderte sind ihr gegenwärtig. Neuestes hat sich mit Ältestem vermählt. Siegfrieds Bestattung geht nach ritterlichem Brauche vor sich, und die Bahrprobe, die Hagens Schuld aufdeckt, war eben erst in Hartmanns „Iwein" gestaltet worden. Aber in Hagens letztem Trutzwort redet noch der älteste Geist:

„Nun ist der edle König der Burgunder tot,
Giselher, der junge, und König Gernot.
Niemand kennt den Schatz nun als ich
und Gott allein.
Ewig wird er verborgen, Unmensch,
deinen Augen sein!"

Wenn sich Hagen vor der Königin nicht erhebt, die dicht an ihn herantritt, und wenn Dankwart blutüberströmt und mit nacktem Schwert in der Festhalle erscheint, so redet das Geschehen eine Sprache, die germanisches Heldentum verstand. Der Dichter, der so sprach, wußte noch aus ältestem Geist zu empfinden und zu schaffen. Urgefühle und Urgedanken stiegen auf, wie im Frühling der Saft wieder aus der Erde in das sichtbare Wachstum steigt.

Kurz nach 1200 wird das Werk seine Vollendung gefunden haben. Damals war Heinrich VI. unbegreiflich verfrüht von der Höhe weltbeherrschender Macht gestürzt und das Reich in verhängnisvolle Wirren geraten. Die abendlichen Schatten über Deutschland wuchsen. Walthers Spruchdichtung bezeugt, wie tief der Wandel in die Seelen griff. Die Zeit für eine Dichtung von dem Ernst des Nibelungenliedes war gekommen. Man konnte ermessen, wie verhängnisvoll der Tod eines Mannes für das Ganze wirkte. Vielleicht hat Heinrichs VI. Geschick begreifen lassen, wie Siegfrieds Tod, der einen Strahlenden jäh von der Höhe stürzte, ein ganzes Gefüge in die Vernichtung reißen konnte.

Mit dem Rittertum war eine Führerschicht in die politische und kulturelle Verantwortung gekommen, die germanische Ursprünge hatte und sich jenseits der landschaftlichen Grenzen als eine Einheit fühlte. Nun konnte in der führenden Schicht verschmelzen, was an den verschiedenen Fronten des deutschen Raumes bisher als gesonderte Überlieferung gelaufen war. Zwischen dem Westen, wo die Franken seit der Begründung des fränkischen Reiches in Fühlung mit europäisch-mittelmeerischem Kulturgut lebten, und dem Alpenraum, der Germanisches zähe bewahrte, begann seit dem 12. Jahrhundert ein geistiger und literarischer Austausch, aus dem die Rotherdichtung hervorging. Sie hat eine übervölkische Werbungsgeschichte, die aus dem Rheinischen kam,

mit südöstlicher Dienstmannensage verbunden. Wir spüren die Nachwirkung des „Rother“ im Nibelungenlied. Eine Großerzählung gesamtdeutschen Gepräges wächst aus rheinischer und südöstlicher Wurzel. Literarisch wird die Heldendichtung in der neuen Großform des Erzählens, die man Epos nennt. Die Knappheit des Liedes war die gemäße Form, solange es allein auf die eine Stunde der Entscheidung ankam. Seit dem 12. Jahrhundert aber hat sich mit dem Rittertum eine neue abendländische Zivilisation als eine Welt bleibender Formen gebildet. Nun ist die Umwelt wichtig geworden, in der sich der Mensch bewegt. Der Ritter wird durch die Zustände und Lebenslagen geleitet, die zu seinem Dasein als Stand gehören, durch Empfang und Fest, durch Jagd und Turnier. Ein Bleibendes ist da vor jedem Geschehen. In der ritterlich-höfischen Gesellschaft stellt sich eine neue Art der Öffentlichkeit vor, die auch das Nibelungenlied als gegeben anerkennt. Ihr Wesen ist das Spiegeldasein. Das Geschehen ereignet sich nicht in der Schweigsamkeit des Handelns, sondern spielt sich unablässig vor Zuschauern ab, die mit der Anerkennung durch die Frau den Rang der Menschen bestimmen. Alles drängt herzu, als Siegfried und Kriemhild sich zum ersten Male feierlich begegnen; selbst die Verwundeten erheben sich von ihrem Lager. Diese Öffentlichkeit wird eine Macht. Die Männer spiegeln sich in Blick und Seele der Frauen. Aus den Spiegelungen, die Siegfried und Gunther in die Frauen werfen, entspringt der Streit der Königinnen, die geltungsbedürftig dem Tun der Männer zuschauen. Und unwiderruflich wird der Streit, als er aus dem Wissen der beiden Frauen vor die festliche Öffentlichkeit getreten ist. Kriemhild ruft sie herbei, als sie alle ihre Dienerinnen zu einem prunkvollen Aufzug aufbietet und mit ihnen der Partnerin vorm Portale des Münsters begegnet. Aus der Spiegelung entstehen Zwist und Untergang. So weiß die Dichtung um Glanz und Gebrechlichkeit der Zivilisation.

In der Siegfriedgeschichte und in der Geschichte vom Burgunderuntergang gelten verschiedene Lebensanschauungen. Siegfried lebt in einer Fortunawelt. Er steigt mühelos auf den Gipfel, um mit einem Nu in die Tiefe zu fallen. Das Leben des Menschen ist unberechenbar; immer kann ein plötzlicher Umschwung kommen. Der Boden, auf dem die Menschen stehen, ist seltsam unfest. Keiner weiß, wie lange er trägt. Die Geschichte scheint erst Siegfried und Kriemhild, das leuchtende Paar, zur Erfüllung geleiten zu wollen, in der alle Wünsche zur Ruhe kommen. Dann aber entsinkt beiden unerwartet der Boden. Das Ziel, auf das ihr Leben lief, erweist sich als Illusion. Jäh sehen sie sich an einer anderen Stelle, als sie und wir erwartet hatten.

Siegfried und Brunhild sind im Grunde Fremde in der höfischen Welt. Wo aber zwischen den Menschen Fremdheit herrscht, können sich Spiel und Täuschung entfalten. Das Spiel um Brunhild beginnt als eine Komödie, um tragisch zu enden. Brunhild darf durch eine Komödie der Täuschungen bezwungen werden, weil sie außerhalb des höfischen Menschentums steht. Nichts ruft das anteilnehmende Gefühl dazu auf, bei ihrer Gestalt zu verweilen, nachdem ihre Aufgabe im Geschehen mit Siegfrieds Tod erfüllt ist. Siegfried hat sich ihr als Gunthers Dienstmann vorgestellt, um seine hilfreiche Rolle spielen zu können, die seine Größe und seine Hilfsbereitschaft offenbart. So kennt Brunhild nur den Schein, den Siegfried selbst erweckte; aber sie nimmt den Schein ernst. Auch Kriemhild kennt die Wirklichkeit nicht; sie glaubt nur die Sprache des Zeichens zu verstehen, das ihr Siegfried mit Brunhilds Gürtel ohne erklärende Worte gab. Brunhild bleibt unter der Wirklichkeit, Kriemhild geht über die Wirklichkeit hinaus. Aus dem Widerspruch zwischen Schein und Wirklichkeit wird der Zwist geboren, aus dem sich Siegfrieds Tod gebiert. Aus der Zugehörigkeit zur Frau erwächst dem Manne das Schicksal. Siegfried trat als der überlegene Fremde in die höfische Welt und half eine Fremde gewaltsam einzuführen; dadurch wurde das Gefüge gesprengt. In der Geschichte vom Untergang der Burgunder hat das Leben sein Antlitz verändert. Sie hat für den einzelnen keinen Raum. Alle Gestalten sind in ein Gefüge versetzt. Kriemhild ist durch die Heirat mit Etzel Herrin eines Gefüges geworden.

Alle, die zu diesem Gefüge gehören, sind zu ihrem Opfer bestimmt. So wird Rüdiger, der sie durch einen Beistandseid zur Ehe mit Etzel veranlaßte, unwissentlich und unwillentlich ihr Opfer sein. Er beendet als edelste Gestalt den Todesreigen derer, die Kriemhild in das Verhängnis treibt. Um Kriemhild sind die Getriebenen. Auf der Gegenseite stehen die Helden, die ein geschlossenes Gefüge als Herren und Mannen zusammenhält. Hagen, den Kriemhild treffen will, kann aus der Front der anderen nicht herausgelöst werden. Wer auf ihn zielt, muß das ganze Gefüge angehen. Sinnbildlich ist es, wenn Iring wie ein Ball von einem zum anderen geschleudert wird, ohne in die Front einzudringen. Mit der Annahme der Einladung haben sich die Burgunder für das Schicksal entschieden. Sie haben ihren Weg in Freiheit begonnen, und in Freiheit beschreiten sie ihn bis zum Ende. Keine Warnung hält sie auf. Hagen, der als Partner Kriemhilds bis zum Ende vorausschaut, trägt zunächst für die anderen das Schicksal; das fordert, daß später die anderen für ihn stehen. Das Schicksal kommt über die unbewaffneten Knechte mit Blödelins hunnischer Masse von außen wie ein Überfall. Dann aber ergreifen die Burgunder ihr Schicksal als geschlossene Gemeinschaft, vorerst noch als Herren des Raumes, der sie mit Etzels Gefolge zum Feste vereinte. Sie nehmen das Geschehen, das von außen kam, in Dankwarts kampfgezeichneter Gestalt verkörpert, nun in ihre starke Hand. Sie machen es ganz zu ihrem eigenen Schicksal, als sie Dietrich und Rüdiger freigeben und mit ihnen auch Etzel und Kriemhild. Sie tun es, weil die Ehre gebietet, das gegebene Wort einzulösen, obwohl sie so die Kräfte freigeben, die ihre Vernichtung wollen. Sie werden zu Gefangenen des Raumes, dessen Herren sie eben noch waren, und suchen den Weg ins Freie. Noch einmal wird den Königen die Freiheit des Handelns in die Hand gelegt: sie können der Vernichtung entgehen, wenn sie Hagen opfern. Als echte Könige treten sie vor ihren getreuesten Gefolgsmann; so bewähren sie sich als Glieder eines Gefüges und entscheiden sich für ihren eigenen Tod, der nun kein fremder Tod mehr sein kann. Auf dieser Stufe geht Rüdiger seinen Schicksalsweg, der zweiteilig ist wie das germanische Heldenlied; im Gespräch mit Kriemhild und Etzel geht er den leidvollen Weg zum Entscheid, um dann im Gespräch und im Kampf mit den Burgundern den Entscheid zu bewähren. Wieder erhalten die Überlebenden, Gunther und Hagen, die Freiheit, als Dietrich sie auffordert, sich als Geiseln in seinen Schutz zu begeben. Sie ziehen die Selbstvollendung als Helden vor. Der Letzte von ihnen aber, Hagen, verweigert Auskunft über den Hort, den Kriemhild begehrt. So kann er als Sieger sterben. Das Schicksal ist vollzogen, auf das er seit langem zugelebt hat. Zu Kriemhild spricht er: „Du hast's nach deinem Willen nun zum Ende gebracht, / und alles ist gegangen, wie ich's von Anfang mir gedacht." Siegfried stand am Ende an anderer Stelle, als erwartet war; die Burgunder gehen Schritt für Schritt auf das Schicksal zu, das sie ergriffen haben.

Siegfriedgeschichte und Burgunderuntergang sind äußerlich durch die Gestalt Kriemhilds vereint, die den Titel „Das Buch von Kriemhild" für die Gesamtdichtung nahelegen konnte. Aber sie ist nicht als Romanheldin gemeint. Sie wird am Ende nicht erhöht, sondern gerichtet; längst hat das Geschehen, das sie säte, sie überwachsen. Die innere Einheit liegt in der tragischen Bewegung, die mit Siegfrieds Tode begann. Als Dichtung vom Tode setzt die eigentliche Dichtung dort ein, wo der Roman aufhören würde. Die Heirat zwischen Siegfried und Kriemhild schließt das Geschehen nicht ab, sondern eröffnet erst den tragischen Vorgang.

Siegfried kam zu Kriemhild, der Ersehnten, dadurch, daß er Gunther zu Kriemhild verhalf und so dem Unberufenen eine Frau gab, der er nicht gewachsen war. Siegfried konnte sich bei der Gewinnung Brunhilds als der Hilfreiche und Unwiderstehliche bewähren, dem jedes Wollen gelingt (während Gunthers Vermögen hinter seinem Wollen zurückbleibt). Die Schwäche der anderen läßt seine Größe nur leuchtender strahlen. Aber was er unternimmt, um anderen zu helfen, wendet sich gegen ihn; was er tut, um Kriemhild zu gewinnen, wird nur Ursache zu ihrem Verlust. Dies ist die tragische An-

lage des menschlichen Daseins, die sich im Nibelungenliede ergreifend gestaltet: das Handeln des Menschen richtet sich am Ende gegen ihn selbst. Kriemhild verrät Hagen das Geheimnis der Unverwundbarkeit und kennzeichnet die unverwundbare Stelle mit dem christlichen Symbol des Kreuzes; dadurch liefert sie ihn dem Tode aus. „Sie glaubte den Held zu retten und gab ihn doch dem Tode preis" — mit diesen Worten weist die Dichtung auf den tragischen Vorgang. Siegfried läßt Gunther als ersten trinken und gibt so Hagen die Gelegenheit zum Mord. Kriemhilds Träume haben ihn vorher gewarnt; er ist darüber hinweggegangen, weil er arglos vertraut, nicht weil er, wie die Burgunder später, als Held sehend und wissend ein Schicksal ergreift. Niemand ist ihm gewachsen; so kann er nur durch einen Stoß von hinten fallen. Noch einmal kann bei der Jagd im Walde übermütig und heiter seine sieghafte Überlegenheit in bunten Farben glänzen, bevor er blutend in die Blumen fällt. Das Blühen der Natur ist nicht aufzuhalten und läßt sich nicht berühren von menschlichem Geschick. Auch das Vollkommene muß sterben. Siegfried hat die Leuchtkraft höchster menschlicher Vollkommenheit; aber auch er ist als Sterblicher verletzlich. Noch das Vollkommenste steht nicht für sich allein in göttlicher Unberührbarkeit; wie alles Sterbliche muß Siegfried in Verkettung mit anderen Lebensbahnen leben. Aus der Verkettung aber wuchern Entzweiung und Mord.

Siegfrieds Tod bedeutet den Beginn der Dichtung vom Tode. Es ist der erste, große Tod, der nun ins Künftige wirkt. Sein Tod überdauert sein Leben. Er ist unverdient und hat ungeheures Gewicht, weil es der Tod des Vollkommenen ist. Das Gefühl wird es ertragen, wenn dieser Tod ein Gefolge sammelt. Er lebt fort im liebenden Gedächtnis Kriemhilds, für die Siegfried alles war. Dies ist fortan die einzige Aufgabe seiner Frau, seinen Tod zu bewahren, daß er nicht vergeht. Er schlummert in ihrer Seele, bis die Stunde zu seiner Auferstehung und zur Vergeltung kommt. Lange und großartig wird der Totendienst versehen. Noch einmal küßt sie vor der endgültigen Bestattung das geliebte Antlitz, dann siedelt sie sich neben seiner Leiche an, um so den Verstorbenen immer wieder aufs neue in ihr Leben zu nehmen. Alles, was sie denkt und tut, steht im Dienst des Toten und des Todes. So verbindet sie sich mit Etzel, weil ihr dadurch eine Möglichkeit der Vergeltung winkt.

Mit Kriemhilds Einladung an die Brüder streckt Siegfrieds Tod die Hand nach den Lebenden aus. Auch ihr Schicksal offenbart die tragische Grundanlage des menschlichen Daseins. Sie werden zum Feste gerufen und gehen in den Untergang. Sie versammeln sich im Festsaal zu einer Feier im Stile der abendländischen Zivilisation. Der Festsaal aber wird für sie zum Schicksalsraum, der sie einschließt, und zur Todeshalle. Sie entlassen Dietrich und Rüdiger aus dem Saale, weil sie in ihnen Freunde sehen, und beide haben sich vorher ausdrücklich zu ihnen bekannt; Rüdiger, als er Giselher seine Tochter verlobte, und Dietrich, als er nach der ersten Begegnung zwischen Hagen und Kriemhild auszeichnend die Hand des Trotzigen vor aller Öffentlichkeit nahm. So entlassen sie die einzigen Helden, die ihnen wirklich gewachsen sind.

Am tiefsten hat Rüdiger die Tragik des menschlichen Daseins zu durchleben. Er hat sich durch einen freiwilligen Eid für immer an Kriemhild gebunden, um seinem Herrn zu einem neuen Leben zu verhelfen. In Wahrheit bringt er seinem Herrn mit Kriemhild den Tod ins Haus, der nun einmal in ihrer Seele Wohnung genommen hat. Er selbst hat sich damit zum Opfer geweiht; er hat sich und seine Existenz unwissentlich damit weggegeben. Es liegt in seinem Wesen, daß er so handelt; denn er ist zum Schenkenden geboren, dem nichts gehört. So wie er sich schon zu Anfang durch den Eid an Kriemhild verschenkte, so verschenkt er in Bechelaren an die Gäste, was seinem Herzen nahesteht: an Gunther ein Waffenhemd, an Hagen den Schild eines Verwandten, der im Kampfe fiel, an Giselher die Tochter, an Gernot das Schwert, durch das er später fällt. Das Fest, das er den Gästen gibt, die Verlobung seiner Tochter mit Giselher, die im Dienste des Lebens stehen sollen, sind nur eine selbst vollbrachte List, die Passion zu steigern, die er durchleidet, als er dem Anruf des Schicksals folgen muß.

Vor seinem Tode kann er seine innere Freiheit wiedergewinnen, die verloren schien, als Hagens Bitte um seinen Schild ihm Gelegenheit bietet, noch einmal die Größe seines schenkenden Wesens zu offenbaren. Tief ist dieser feierliche Augenblick empfunden. Selbst Hagen, der Unbewegliche, wird bewegt: „Nun lohn' Euch Gott im Himmel, edler Rüdiger. Einen Helden, der Euch gleiche, gibt es nimmermehr, der heimatferne Helden so wunderbar beschenkt, Gott geb' es, daß man immer an Euer edles Handeln denkt." Die Dichtung redet nicht allein durch die Worte, sondern zugleich durch die Szenen, das Geschehen, die Gebärden und Zeichen. Den tragischen Grundvorgang drückt sie dadurch aus, daß Rüdiger und Gernot sich gegenseitig töten und so, daß Rüdiger durch dasselbe Schwert den Tod findet, das er früher in Bechelaren seinem Gastfreund schenkte. Das Geschenk wendet sich vernichtend gegen den Schenker. Lange verweilt die Dichtung bei diesem zeichenhaften Ereignis. Sie stellt fest: „Nie wurde schlimmer gelohnt Geschenk von solchem Wert."

Die Burgunder sind zu dieser Zeit längst in das Zeichen des Todes getreten. Als im Saalbrand sie das Feuer quält, nähren sie sich vom Tode: sie trinken das Blut der Gefallenen, um sich im Leben zu behaupten. Sie haben den Tod vorweggenommen, ehe sie ihn erleiden. Sie bekennen: „Die hier drinnen warten, sind bestimmt zum Tod." Und es wird berichtet: „da waren sie entschlossen, zu rächen ihren Tod" (der ihnen erst noch bevorsteht). Iring eröffnet den Reigen des heldischen Todes. Er fällt, wie er lebte, als Dienstmann. Er stirbt mit den bedauernden Worten an Kriemhild: „Mich läßt nicht länger dienen Euch und Etzel der Tod." — Seine Mannen folgen ihm, der selbst den Tod eines Dienstmannes fand, in den Tod. Noch hat der Tod die großen Helden nicht erreichen können. Rüdigers Ende bringt den Wandel. Von nun an treten Helden gegeneinander, die innerlich zueinander gehören und an Wert und Rang gewachsen sind. Rüdigers Tod hat eine besondere Schwere. In ihn ist alles Leid und alle Tragik des menschlichen Daseins gelegt. Er überlebt den Toten, wie Siegfrieds Tod den Ermordeten überdauerte. Der Tod ist eine überpersönliche Macht geworden; es heißt: „Der Tod ging um und suchte, wo sein Gefolge war." Die Klage um Rüdiger dringt bis zu Dietrich. Er entsendet seine Mannen, um an Rüdiger Totendienst versehen zu können. Der Botengang aber wird zum Waffengang. Es wird ein Totendienst anderer Art. Statt die Leiche Rüdigers zu empfangen, empfangen und bringen sie den Tod selbst.

Größer aber als der Tod ist der Mensch, der ihn besteht. Inzwischen hat der Tod durch Rüdiger einen königlichen Rang erhalten. Mit Gernot ist durch Rüdiger der erste der Könige gefallen. Dem Wechseltode der männlich Gereiften, die als Wissende, schwer und getragen zum letzten Handeln gingen, folgen die Jugendlichen, die ungestüm und leidenschaftlich den Tod wie eine Geliebte umwerben: Wolfhart und Giselher. Für sie bedeutet der Tod heldische Erfüllung. Stolz ruft Wolfhart denen, die ihn beklagen wollen, zu: „Durch einen König fand ich einen ruhmvollen Tod!" Siegfrieds Dasein wirkt in Hagens letzte Stunde. Kriemhild sieht an seiner Seite das Schwert, das einst Siegfried gehörte; sie zieht das Schwert, das ihr als letztes von dem Geliebten blieb, und schlägt dem Gefangenen damit das Haupt ab. So hat Siegfrieds Tod nun auch den Letzten heimgeholt. Sein Tod, der die Lawine des Todes auslöste, die am Ende alles unter sich begrub, ging in das Gedächtnis ein. Dem Tod der anderen folgt keine Klage. Die Worte genügen, die schlicht die Tragik des menschlichen Daseins fassen: „Zu Boden war gesunken, was ruhmvoll lebte eh. / Keiner, der nicht litte Not und tiefes Weh. / In Leid war ausgegangen das königliche Fest, / wie Freude uns am Ende immer nur das Leiden läßt."

Die Helden der Dichtung sind durch die Tragik des menschlichen Daseins hindurchgegangen und haben sich im Tode vollendet. Sie haben ihren Tod gefunden.

Rilkes Worte aus der ersten Elegie aus Duino kommen uns ins Ohr: „Denk, es erhält sich der Held, selbst der Untergang war ihm nur ein Vorwand zu sein: seine letzte Geburt!"



Der unerbittliche Sieger — Zeichnung von K. St.

DIE INNERE GRÖSSE DER STADT

Einige Bemerkungen über KRAKAU

VON MAXIM FACKLER

Die innere Größe einer Stadt ist mehr als die Summe ihrer Gebäude, und sie ist noch etwas anderes als die Schwere geschichtlicher Erinnerungen. Eine Fülle von sehenswerten und kostbaren Einzelheiten braucht noch nicht jene Wucht zu ergeben, die über die Schönheit hinaus den Atem des Bedeutenden erzeugt. Auf der anderen Seite aber ist Wucht auch nicht das gleiche wie Ernst, denn Größe kann sich auch mit Leichtigkeit und Gelöstheit verbinden. Wenn also auch Heiterkeit großartig sein kann, so ist Größe doch häufiger in der Nachbarschaft der strengen Würde. Zu Größe gehört schließlich auch noch die Übereinstimmung zwischen Stadt und Landschaft. Fehlte sie, dann geriete eine Stadt in die Gefahr, von Anfang an museal zu sein. Sie hat ja später oft genug mit dieser Gefahr zu kämpfen, wenn der Zweck der Gründung verlorengeht, wenn die Menschen der ersten Generation aussterben, die Gebäude in gewissem Sinne leer werden und die politische Geschichte ihr den Rang eines Schwerpunktes nimmt. Die sinnvolle Stadt freilich wird immer da liegen, wo die Geographie die Notwendigkeit ihrer Gründung für Jahrhunderte vorgezeichnet hat.

Bei Krakau ist es nicht ohne Reiz und nicht ohne Wichtigkeit, ob man sich zum ersten Male von Osten oder von Westen nähert. Als ich der Stadt meinen ersten Besuch machte, kam ich aus dem Osten und Nordosten des damals noch polnischen Staates. Wilna war ein Erlebnis des Neuartigen und Fremden gewesen, und die Kleinstädte des Ostens hatten in ihrer häufig verlorenen Gestaltlosigkeit lebhaft von einem anderen Wesen Zeugnis gegeben. In Krakau fühlte man sich plötzlich in Gewohntes zurückversetzt. Da die Reise der Suche nach dem Fremden gegolten hatte, so schien Krakau beim ersten Gang auf eine merkwürdige Weise „unergiebig" zu sein. Da waren Giebel, Kirchendächer und Bürgerhäuser aus einer vertrauten Atmosphäre, da waren Gassen und Straßen mit einem ganz festen Umriß der mitteleuropäischen Ordnungen. Sofort aber war auch, gerade aus dem Bewußtsein dieser Ordnungen, die Größe lebendig. Von fremder Art war nur das Leben, das in den Straßen und auf dem Markte in östlicher Bewegung und in östlichen Wellen flutete. Man spürte einen Widerspruch. Nicht die Erkenntnis, daß die Stadt nicht mehr Residenz war und auch nicht die politische Zentrale, ergab eine Diskrepanz, sondern daß die Menschen östlicher Daseinswogen sie nicht gebaut haben konnten. Gewiß, die gotischen Kathedralen können in keiner europäischen Stadt von den Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts errichtet sein oder werden, aber diese Menschen sind noch vollkommen heimisch in den Werken ihrer Ahnen.

Nicht Bücher über Krakau erteilten somit die Lehre, sondern der unmittelbare Eindruck tat es, daß die Stadt von einem anderen Volkstum ausgegangen ist. Ohne daß man nun in jedem einzelnen Stein Deutsches suchen müßte, ohne daß man die Einwirkungen einer anderen Umgebung und Landschaft leugnen wollte und auch ohne den italienischen Einfluß zu übersehen, war der Hintergrund des mittelalterlichen deutschen Bürgertums bei jedem Schritt zu merken. Der zweite Besuch in Krakau führte über Breslau, und nun wurde alles noch viel deutlicher: in beiden Städten derselbe Platz als Mitte, der „Ring" als das Herz. Von hier war der Impuls ausgegangen, hierher strömte die Reaktion zurück; der Antrieb war nicht von der an der Peripherie liegenden, freilich ungemein

machtvollen Burg gekommen. Die Burgstraße ist keine Achse, sie ist ein Zugang und eine Verbindung. Zwar steht nicht mehr das Rathaus in der Mitte des Rings — Ring heißt der Marktplatz ja deshalb, weil er das Rathaus umringt —, doch macht ein Turm als Rest der bürgerlichen Verwaltung noch immer ein Stück Kernlandschaft der Stadt aus.

Vom Ring beginnt jene Festigkeit auszustrahlen, die ein wesentliches Element dieser Stadt ist. Mit Festigkeit ist nicht das eigentlich Wehrhafte gemeint, nicht die Festung, obwohl auch sie dazugehört. Der Barbakan mag heute etwas spielerisch wirken, wie auch das Holstentor in Lübeck. Die wirkliche Festigkeit Krakaus kommt von innen. Sie drückt sich in der Sicherheit aus, mit der hier gebaut worden ist. Alles steht richtig an seinem Platze; alle Größenordnungen stimmen miteinander überein; die Maße sind gewahrt; die Proportionen sind in Ordnung. Natürlich entspricht der inneren Festigkeit eine äußere: Es ist die massive, wie in den Boden gerammte Bauweise des mit seiner Sache und mit seiner Stadt völlig verwurzelten Bürgers. Die tiefen Hauseingänge sind Zufluchten, manchmal schon fast Höhlen. Sie haben das Leben der Familie, die inmitten der Gemeinschaft der Stadt stand, dennoch scharf abgegrenzt. Der einzelne blieb die starke Persönlichkeit mit dem unverkennbaren Profil, und Einzelpersönlichkeiten sind auch die Häuser geblieben, sowenig sie je das Ganze durch Individualismus zu stören suchen.

Die äußere Ordnung Krakaus, von der wir schon sprachen, ist wie seine äußere Festigkeit aus der inneren Ordnung geboren worden. Die Verfassung der mittelalterlichen deutschen Städte war ein Meisterwerk: ein Meisterwerk konnte darum auch das Gehäuse werden. Das Bauen war nicht Willkür; es unterlag strengen und genauen Vorschriften. Das Gefühl der Ordnung ging durch alle Stile. So kommt es, daß sich die Mischung der Stilelemente in den Fronten der Straßen gewissermaßen erst beim näheren Zusehen auftut. Man kann Krakau weder eine Stadt der Gotik noch eine der Renaissance nennen. Beide Epochen gehen fast nahtlos ineinander über, und ihre Bauten sind von verschiedenen Händen; aber sie sind aus einem Geiste entstanden, der in beiden Stilgefühlen schlummerte. Es ist der Geist des Stadthaften. Wir wollen das Wort „städtisch“ vermeiden, weil es in den letzten eineinhalb Jahrhunderten zu vieldeutig geworden ist. Der gleiche Klang mit dem Statthaften macht auch klar, worauf es ankommt. Stadthaft ist der kühne Wurf der ganzen Anlage Krakaus, stadthaft sind die gemessene Breite der Straßen und die Höhe der Häuser, stadthaft die Türme, die Kirchen, und stadthaft ist die Verteilung von öffentlicher Funktion und privatem Schaffen. Und dies alles war auch statthaft: alle Stätten sind einander in der erlaubten und gebotenen Form zugeordnet. Nichts ist verniedlicht, nichts übermäßig. Es findet sich also kaum etwas, was als verträumt bezeichnet werden könnte. Krakau ist als Stadt zu klassisch, um Schwärmerei zu gestatten. Wie weit der Charakter als einer in den Osten vorgeschobenen Siedlung unbewußt Ursache ist, daß Krakau sich weit von der Idylle entfernt hat, mag als eine andere Frage gelten.

Ein Prüfstein für die innere Größe einer Stadt ist die Erinnerung. Der Vorgang der Konstruktion kann verschieden sein. Bei der einen Stadt taucht zuerst das allgemeine Fluidum aus dem Gedächtnis auf, bei der anderen ein bestimmtes Bauwerk, das man dann wohl auch als ihr Wahrzeichen kennt, bei einer dritten die Vielfältigkeit ihrer Aspekte. Um sich das Bild Krakaus zurückzurufen, bedarf es keiner „Bilder“; die Stadt steht so vollkommen, wie sie ist, jederzeit gegenwärtig vor dem Auge, und zwar sogleich und immer als das Ganze. Von der Burg am Bogen der Weichsel bis zum Florianstor und von Sankt Anna bis zur Kreuzkirche — der einzigen Stelle übrigens, die in den Bereich des Idyllischen gerät.

BURGBLICK 1944

An der Burgmauer steht der Wachtposten hoch über der Weichsel. Er hat das Gewehr gesenkt und schaut hinunter. Sein Schattenbild steht gegen den blauen Himmel. Der öffnet sich weit und hoch und schwebt, eine lichte, von der Abendsonne angeglühte Kuppel, über der Altstadt. Die Weichsel tief unten rollt in majestätischem Bogen. Der Soldat hat die Burg im Rücken. Sie türmt sich hinter ihm. Kein Romantiker hätte sie in seinen Träumen stattlicher, mannigfacher, schöner erdenken können mit ihrem Schloß- und Kathedralbezirk und dem majestätischen Arkadenhof, der sich in seiner anmutig-großartigen Form als eines der feinsten Denkmale reiner Renaissance nördlich der Alpen, getrost mit italienischen Kunstdenkmalen erster Ordnung messen darf. Wie zierlich sind in diesem Hof die Eingangspforten: die zu ebener Erde und die hochgelegene, zu der von beiden Seiten Treppen hinanführen. Der Soldat, der zur Burgwache gehört, bewacht die Burg, und er beschützt, ohne es zu wissen, viele sehr feine Dinge von erlesenem Geschmack, aufgestellt in den Sälen und Zimmern. Er bewacht etwas sehr Festliches, Würdiges und Geistiges, denn es kann sein, daß an einem solchen Abend aus einem der kraftvollen Räume, wenn die Last des schweren Tages abgeschüttelt ist, beim Herrn der Burg eine gute Musik ertönt, Verse gelesen, philosophische, historische Fragen bedächtig erwogen werden. Und alles das geschieht nicht abseits vom Leben, nein, was da klingt, singt, spricht, was da nachgedacht wird, das hat mit dem Heute zu tun, das ist Stärkung, Aufmunterung, Zuversicht, Glaube. Es verleiht Gelassenheit, die Gelassenheit eines Kreises, der sich der unbesiegbaren Kraft deutschen Geistes bewußt ist. Alles das — und nicht nur das — bewacht der brave Landser, der zugleich ein Sinnbild aller deutschen Soldaten ist, die wissen, um was es in diesem Kriege geht.



Blick vom Kanonenweg der Burg auf die Krakauer Altstadt — *Zeichnung von Heinz Kistler*

Gespräch über das Lustspiel

VON BERNT VON HEISELER

ANNA: Es muß doch wahr sein, daß man dramatische Sachen eigentlich nicht lesen, sondern nur sehen sollte, um sie richtig zu beurteilen. Ich habe dieses „Was ihr wollt“ gekannt, von der Schule her, in der Englischstunde haben wir es durchgenommen. Was war es mir da? Etwas Graues, Bestaubtes, „Klassisches“ — nicht einmal Malvolio brachte mich zum Lachen. Und heut hat es mich vom Anfang bis zum Ende gefreut.

ALBERT: Wirklich?

ANNA: Dich nicht? — Nein, bitte, wir wollen von etwas anderem reden. Ich merke schon, daß du wieder mit irgendwelchen Spitzfindigkeiten deiner Schwester die Freude an diesem Theaterabend versalzen möchtest. Man sieht etwas Lustiges, Buntes, Lebhaftes, man amüsiert sich, und dann kommst immer du daher und willst einem beweisen, daß alles falsch gewesen ist. Ich will es nicht wissen, bitte, hör auf.

GEORG: Er hat ja noch gar nicht angefangen.

ANNA: Er soll auch nicht.

GEORG: Warum? Er muß noch lange nicht fort, die letzte Tram geht erst in zwei Stunden... und wenn die Flieger kämen, behielten wir ihn da, dann ist es sowieso besser, man ist zusammen. — Ich muß sagen, ich würde eigentlich gern hören, warum Bruder und Schwester so verschieden über diesen Theaterabend denken. Daß Albert voller Einwände steckt, sieht man ihm an. Aber erkläre du erst einmal, Anna, was dir so gut gefallen hat.

ANNA: Alles hat mir gefallen! Diese Atmosphäre von Unbeschwertheit, in die man schon von Anfang an durch die Musik gebracht war, die ich ganz unauffällig und leicht, aber eben darum reizend fand. Man tauchte da hinein, wie in ein helles, warmes Bad, man konnte auf zwei Stunden alles abstreifen und vergessen, was einen bedrückt. Es gab kein Problem; denn man sah es den Schauspielern gleich an, daß alles gut ausgehen würde, und dabei war man doch die ganze Zeit beschäftigt und unterhalten. Immer sagte jemand etwas Witziges oder Hübsches, immer passierte etwas Neues und Unerwartetes... der diesen Junker Andreas von Bleichenwang spielte, das ist doch ein ganz ausgezeichneter Schauspieler; denn ich glaube, man muß sehr begabt sein, um so natürlich-dumm aussehen und dastehen zu können. So gar nicht wie „hingestellt“ und „gespielt“, sondern ganz wie von ungefähr. Er war so gut mit seinen wunderbar dummen, glatten blonden Haaren und dieser tiefsinnigen Falte am Mund!... ich hätte ihm allein den ganzen Abend zusehen können und hätte mich nicht gelangweilt. Ich habe es richtig gefunden, daß alles in so schöner Harmonie und mit einer dreifachen Hochzeit endet.

ALBERT: Freilich ist das richtig. Und doch ging es mir mit der Aufführung umgekehrt wie dir. Mir ist das Stück eines der liebsten von Shakespeare; ich hatte es nur vor Jahren von den Schülern im Landschulheim Neubeuren, aber nie auf einer richtigen Bühne gesehen und saß heut abend mit der freudigsten Erwartung in den dunklen Zuschauerraum, während mir schon die unvergleichlich holden Verse des Anfangs durch den Sinn gingen.

Als dann aber der Vorhang sich hob, stand in dem bunten illyrischen Garten ein Herzog Orsino, der die leidenschaftlichen und zarten Worte mit einem Lächeln und Lockenschütteln aufsagte, als wolle er uns von Anfang an merken lassen, daß wir sein Liebesleid um die schöne Olivia nicht zu schwer nehmen dürften, weil er es auch selber nicht schwer nehme. Curio, der Höfling, trat vor und

wollte den Herzog zur Jagd verlocken. Valentin, der Bote, erschien und brachte von Olivia eine absagende Antwort auf die Liebeswerbung seines Herrn... aber alle diese Menschen schienen in einem Einverständnis zu sein, daß ihre Angelegenheiten nur mit süßem Gesicht und immerlächelnden Mund besprochen werden dürften; denn was sie spielten, war ein „Lustspiel“ und ein „Märchen“, und so glaubten sie, es dürfe der Ernst des Lebens, seine Sorgen und Leiden, nirgends aus den Falten dieser angestrengten Heiterkeit hervorschauen. Mit einer Art von Sehnsucht mußte ich an die ganz liebhabermäßige Neubeurer Schulaufführung zurückdenken, die dem Shakespeare so vieles schuldig geblieben war und doch das Wesentliche und Innerste besser geleistet hatte — nur weil es dort den Figuren mit der Empfindung ganz Ernst war, welche der Dichter in sie gelegt hatte und weil sie mir so ein wirkliches Miterleben ihrer Schicksale möglich machten. Gerade das, Anna, wofür du die heutige Aufführung lobst, konnte ich ihr am wenigsten danken: daß sie uns das wahre, dunkle Angesicht der Zeit v e r g e s s e n machen, uns nur auf anmutige Art für einige Stunden unterhalten und zerstreuen wollte.

ANNA: Warum gehst du dann in ein Lustspiel, wenn du nicht unterhalten sein willst?

ALBERT: Du stellst die Frage nach dem Sinn des Lustspiels... und wenn du nun verlangst, daß ich dir darauf antworten soll, zwingst du mich selber zu den „Spitzfindigkeiten“, die dir so verhaßt sind.

ANNA: Ich sehe nicht ein, warum man nicht ganz einfach darüber reden könnte. Der Sinn des Lustspiels kann nur sein, daß ich davon lustig werde. Wenn es das leistet, hat es seinen Sinn an mir erfüllt.

GEORG: Und vom Trauerspiel willst du, es soll dich traurig machen?

ANNA: Ganz recht. Jedes zu seiner Zeit. Das eine bringt mich zum Lachen, das andere zum Weinen, beides ist mir gesund; beides löst mich von mir selbst — und das ist überhaupt der Sinn der Kunst, soviel ich als Laie davon begreife.

GEORG: Wenn ich eine Bemerkung einschalten darf, Albert, ohne dich aus deinem Konzept zu bringen: ich finde, daß meine Frau da etwas Schönes und Richtiges gesagt hat. Ich finde, dieses naive Verhalten zur Kunst ist im Grunde das rechte; es ist dasjenige Verhalten, das den Künstlern selbst das liebste sein muß und das sie mit all ihrem Wirken sehnsüchtig suchen. Nicht für den, der eine Dichtung, eine Musik nach ihren tiefsten Intentionen v e r s t e h t, ist sie geschrieben worden, sondern für den, dem sie unmittelbar zum Anlaß einer Freude oder Rührung, eines Lachens oder Weinens wird. Darum ist es gar nicht so falsch und oberflächlich, den Wert eines Theaterabends danach zu beurteilen, ob er dem Publikum wohl getan hat oder nicht. Ihr Menschen des Geistes aber kommt so leicht in Gefahr, übersteigerte und einseitige Forderungen an das Theater zu stellen. Ihr kennt und liebt die Werke der Meister; eure Phantasie spielt sie euch schon beim Lesen in einer Volkommenheit vor, neben der jede Darstellung auf der Bühne nur ein Spott sein kann; noch ehe sie der Schauspieler spricht, hörst du die Verse Shakespeares in deinem Herzen, und trifft er den Ton nicht, den du in dir trägst, so bist du sehr rasch bereit, ihn zu verdammen. Du beurteilst schon, wo du erst schauen und hören solltest, und darum bist nicht du der Zuschauer, den Shakespeare sich wünschen würde und den das Theater braucht, sondern Anna ist es, die diesem Lustspiel heut abend wie etwas Neuem gegenübergetreten ist, sich ohne viel Fragen und Fordern in eine freie, schöne, heitere Welt hinauftragen ließ und also mehr davon gehabt hat als du. — Du darfst mich nicht mißverstehen, ich rede nicht etwa gegen deinen vertrauten Umgang mit den Werken der großen Dichter! Das ist etwas unendlich Wertvolles, und ich wünsche mir oft, daß man selber mehr dazu käme. Aber ich muß dir doch sagen, daß dieser Wert mir zweifelhaft wird, wenn er dich um die Fähigkeit bringt, ein Werk, das doch für die Bühne und nicht für dein Lesezimmer geschrieben wurde, offenen Sinnes, wie es auf der Bühne sich darstellt, aufzunehmen. Denn hat nicht das Theater einen Anspruch auf den Glauben

seines Publikums, wie jede Kunst? Wer war denn der Dichter, den du selber manchmal zitierst, der sich den Zweifel verbeten und gesagt hat, er könne nur dann etwas Gutes machen, wenn man an ihn glaubte?

ALBERT: Das war Kleist, und das Epigramm, worauf du anspielst, ist dieses: Glaubt ihr, so bin ich euch, was ihr nur wollt, recht nach der Lust Gottes. Schrecklich und lustig und weich. Zweiflern versink ich zu nichts.

ANNA: Siehst du, da haben wir dich mit deinen eigenen Dichtern geschlagen.

ALBERT: Ich habe eigentlich nicht die Sache der Zweifler vertreten wollen. Eher die der Gläubigen. Und wenn ihr ein wenig Geduld mit mir haben und den Weg meiner Gedanken ein Stück mitgehen wollt, kann ich euch vielleicht zeigen, wie ich es meine. Es ist sehr wahr, daß das Theater einen Anspruch auf den Glauben seines Publikums hat, wie Georg gesagt hat. Muß aber nicht der, dem viel Glauben entgegengebracht wird, selbst wieder in einem Glauben und einer hohen Verantwortung stehen?... er wäre denn Gott; denn bei Gott ist der Ort, wo sich die Pflicht der Verantwortung in das Glück einer allumfassenden und uns Menschen unbegreiflichen Liebe auflöst, oder vielleicht sollten wir sagen: gestaltet. Du lächelst, Anna, weil ich schon wieder bei den „letzten Dingen" bin. Aber siehst du, alle Dinge, die wir ganz ernsthaft betrachten, zeigen sich der göttlichen Tiefe verknüpft, wie sollten sie anders, da sie ja alle aus ihr kommen. Und doch habe ich jetzt nicht davon gesprochen, um mich mit euch träumend und ahnend in jener Tiefe zu verlieren, sondern nur um anzudeuten, daß auch unsere Frage in geheimnisvollere Zusammenhänge hinabreicht und dem bloß äußerlichen, bloß „sachgemäßen" Denken nicht lösbar ist. Sie wird ihm nicht einmal völlig sichtbar. Das Theater, auch das Lustspiel, hätte kein Daseinsrecht, wenn es nicht mit dem Ewigen in Beziehung stünde, nicht Gleichnisse böte von einem tieferen Leben als dem unseres vergänglichen Tages, und uns verknüpfte! Dieses einmal zugestanden, wollen wir uns so nüchtern und getreu wie möglich an unsre Sache halten, damit wir sie vielleicht einer Klärung näherbringen.

GEORG: Mir scheint, wir können dir deine Prämisse zugestehen. Ich sehe ungefähr, was du meinst, obwohl ich nicht finde, daß du dich besonders klar ausgedrückt hast. Vielleicht bringt das Weitere, was du uns sagen wirst, auch deine Voraussetzungen deutlicher ans Licht.

ALBERT: Ich sagte, wer Glauben verlangt, müsse selber glauben... und ich behaupte, daß der Regisseur und die Schauspieler, die uns heut abend dieses Lustspiel von Shakespeare gegeben haben, keinen wirklichen Glauben zu ihrer Sache hatten. Habt ihr Olivia beobachtet, in der herrlichen Szene, da die Liebe zu des Herzogs jungem Boten sie befällt? Ich denke nach und kann mich nicht besinnen, wo irgendein Dramatiker dieses seltsame Stück Menschenschicksal so glaubhaft gemacht hätte: das Befallenwerden vom Zauber der Liebe, dieses Knechtwerden. Vorwärtsgestoßenwerden, wohin man gar nicht wollte. Besungen worden ist er oft, dieser neue, unbegreifliche Zustand, wo „Cupido herrisch und Meister im Hause geworden ist". Aber daß man sichs ereignen sieht, wirklich, vor unseren Augen? Im „Don Giovanni", ja, in Mozarts Musik. Und eben hier, in dieser Shakespearischen Szene. Vorher war nichts, kühler Sinn, kluger, leichter Scherz. Und auf einmal ist alles anders, süßer, tiefer, erschütternder Ernst, die Luft so verändert, daß man sich nicht wundern würde, wenn die knospenhaften Rosen auf der Tapete in Blüten ausbrächen. „Weht Ansteckung so gar geschwind uns an? Mich dünkt, ich fühle dieses Jünglings Gaben mit unsichtbarer, leiser Überraschung sich in mein Auge schleichen" . . . Dann schickt sie den Malvolio dem schon Fortgegangenen nach, läßt ihm durch den mürrischen Mann einen Ring aufdrängen. „Ich tu, ich weiß nicht was." Und es entsteht ein Gefühl, daß Schicksal zu walten beginnt. Bitte, bedenkt das wohl. Was hier angefangen hat, könnte leicht bis ins Tragische gehen, und Shakespeare führt es auch nahe genug daran hin: ihr braucht nur an das zu denken, was noch dicht vor dem glücklichen Schluß,

in der letzten Szene, zwischen Olivia, Cesario, dem Herzog gesprochen wird. Nehmt das für sich, so ist es ein Auftritt in einer Tragödie! Olivia liebt den jungen Cesario auf Leben und Sterben — und Viola, die sich in der Maske des Cesario verborgen hat, liebt den Herzog mit ebenso wahrem Ernst. Da ist Leidenschaft genug für einen tragischen Ausgang. Und wenn nicht am Schluß der Zwillingsbruder Sebastian auftauchte wie die alles wendende Karte in einer vertrackten Patience — das Gefühl der Olivia, der Viola weiß vom Auch-anders-Können. Seht ihr, darum ist es, daß mich die Olivia von heut abend so enttäuscht hat. So reizend sie aussah und soviel schauspielerische Fähigkeiten man ihr auch anmerken konnte: sie glaubte nicht an das, was ihr geschah. Habt ihr gesehen, daß eine Liebe, rasend, hoffnungslos, sie befallen hätte? Ich nicht. Ich sah sie schmollen, äugeln, ihren eigenen Zustand belächeln; als sie dem Cesario seinen vermeintlichen Wortbruch vorhielt, geschah es im Ton eines launischen, gekränkten Kindes, der die Zuhörer zum Lachen bringen sollte — aber das war kein Lachen, befreiend, nach überstandener Not, sondern eines, das uns die Begebenheiten droben auf der Bühne als unwichtig, als nicht ganz wahr empfinden ließ. Aber wird damit nicht alles zugrunde gerichtet? Denn „Lustspiel" darf ja nicht heißen, daß es den Figuren auf der Bühme mit dem, was sie erleben, nicht Ernst ist! Es bezeichnet nur eine Grundstimmung, in der das Lösende, Behütende, Heitere stärker ist als das Leiden und die Furcht. Im Trauerspiel liegt der Akzent darauf, daß die schweren Folgen jeder unsrer Handlungen gefühlt und gezeigt werden, im Lustspiel wohnt ein Geist der Leichtigkeit, der jene Gewichte, jene Verstrickungen wohl kennt, aber ihnen keine absolute Geltung zugesteht. Beide Formen des Dramas aber entspringen dem Ganzen der menschlichen Existenz und wenden sich an den ganzen Menschen! Ich möchte sagen, die Bewegung des Trauerspiels geht auf das Gericht zu, die des Lustspiels auf die Gnade... und es gibt Werke der Kunst, es gibt jene unsäglichen Aufschwünge in ihnen, wo Trauer und Lust einander sehr nahe kommen und das Geheimnis ahnen lassen: daß Gottes Gerechtigkeit mit seiner Gnade eins ist; daß wirklich, wie Dante gewußt hat, auch die Hölle ein Zeugnis der „höchsten Weisheit und der anfänglichen Liebe" ist. — Unser Leben ist ein zwiespältiges Ding, voll Hoffnung und Furcht, voll Trost und Verzweiflung, gottverlassen und gottbehütet zugleich, und wo immer die Kunst diesen Spannungszustand des Lebens leugnen möchte, da verarmt, verstockt, verdirbt sie, der Wahrheitsgehalt rinnt aus ihr heraus wie Wasser aus einem brüchigen Faß. Könnt ihr euch wohl noch der Theaterstücke erinnern, die nach allen Beschönigungen des bürgerlichen Zeitalters uns endlich das ungeschminkte Leben zu zeigen versprachen, und es nur mehr als Teufelei, Betrug und Narrenwerk darstellten? Sie kamen manchmal aus einer genialen Kraft und vermochten uns zu quälen wie böse Träume. Aber in der Seele ließen sie kein Bild; sie verwandelten und reinigten uns nicht, denn sie waren bei allem Wahrheitsgeschrei im Grunde unwahr, blind für den wirklichen, aus Schlimm und Gut gemischten Zustand der Welt. Gerade so scheint mir das Lustspiel der Wahrheit des Lebens entfremdet, wenn Leiden und Furcht in ihm ganz verdeckt werden. Es bringt uns keine Lösung, keine echte Heiterkeit mehr, wie ja kein Flug möglich ist ohne eine Tiefe, über der er schwebt.

ANNA: Was du sagst, klingt recht schön und gut. Und doch kommt mir immer wieder ein Zweifel, ob du nicht deine gescheiten Deutungen in Dinge hineinträgst, die eigentlich viel einfacher sind. Denk nur an die Figur des Malvolio heut abend, an die Scherz- und Trink- und Raufszenen! Unmöglich kann ich das alles mit deinem hohen Gedanken über das Lustspiel zusammenreimen. Du wirst mich auch nie überzeugen, daß der Dichter solche Späße und Derbheiten wer weiß wie tief gemeint haben soll. Er hat uns einfach unterhalten wollen, und das ist ihm gelungen! Ich und die meisten Leute im Theater haben ein ganz echtes Vergnügen dabei gehabt und den interessanten Hintergrund von Leiden und Furcht nicht vermißt, den du für so nötig zu halten scheinst. Es sind Leiden und Furcht genug

in der Welt; ich muß nicht noch eigens daran erinnert werden, wenn ich ins Theater gehe, um ein Lustspiel anzuschauen ...

GEORG: Wart', Anna. Wir können nicht beurteilen, wieviel schöner und tiefer und vielleicht dauernder unser Eindruck sein würde, wenn die Forderungen Alberts erfüllt gewesen wären. Ich habe immer gern ein Lustspiel gesehen, das einen auf gute Art beschäftigt hält und von dem man in froher, bequemer Laune nach Haus kommt. Aber ich muß zugeben, daß dann noch immer ein stumpfer Nachgeschmack blieb, als hätte man seine Zeit vertan. Ich war gewöhnt zu denken, die Substanz eines Lustspieles sei eben zu leicht, um uns tiefer zu berühren. Aber was Albert heut gesagt hat, läßt mich zum erstenmal glauben, daß der Mangel, den ich empfunden habe, vielleicht doch von der Art kommt, wie das Theater die Lustspiele darstellt. Freilich, wenn ich angeben sollte, wie das zu ändern wäre, so wüßte ich keine präzise Antwort.

ALBERT: Gewiß nicht dadurch will ich es ändern, daß das Lustspiel keine Lust mehr bringen, der Spaß nicht mehr Spaß sein soll. Ich muß recht ungeschickt geredet haben, wenn Anna mich so verstehen konnte. Nein, laß den Humor so kräftig wie nur immer möglich sein, laß den Narren so lustige Witze machen, wie er nur kann, und den Zuschauer sich die Seite halten. Nur sollen der Saufbruder und der Fürst, die verliebte Dame und der geprellte Haushofmeister ganz das sein und erleben, was ihre Rolle verlangt, sie sollen nicht mit jeder Gebärde das Wort des Dichters Lügen strafen, das von ihren Lippen kommt. Wenn ich von Liebe höre, will ich auch Liebe sehen, nicht bloß die Grimasse davon. Wenn eine Gräfin um den Tod ihres Bruders trauert, wenn ein Mädchen seine Neigung verheimlicht, sollen sie nicht herumgehen mit Puppengesichtern, auf denen keine Empfindung zu lesen ist. Und warum tun sie das, da sie doch anders könnten? Denn ich habe dieselben Schauspieler, die heute Orsino und Olivia waren, als Carlos und Elisabeth in Schillers Tragödie gesehen. Und da war es anders, da war es ihnen Ernst, wenn sie sprachen, spürte ich eine Schicksalsluft um sie her. Warum muß dem Lustspiel diese innere Wahrheit entzogen sein, die doch allein die Macht hat, die Seele des Hörers zu berühren? Ich will ja nicht, daß uns das Lustspiel die Leiden und Sorgen wiederhole, die unsern Alltag erfüllen. Wohl aber, daß es uns Figuren bringe, die mehr als leere Masken sind, uns Menschen zeige, an deren Gefühl ich glauben kann, damit das, was heilend und erheiternd an ihnen geschieht, auch auf uns einen tröstlichen Strahl herüberwirft. Unser Menschsein, unser eigenes, in seiner Leidensfähigkeit will ich in das Reich dieser versöhnenden Kunst erhoben sehen, um daran mein Vertrauen zu bestärken, daß auch wir selber nicht unter unversöhnbaren Sternen leben. Dann wird die Aufführung nicht den stumpfen Nachgeschmack hinterlassen, den Georg empfunden hat und der mich jedesmal so niederschlägt, sondern wir werden ein reineres Gefühl der Welt aus dem Theater nach Haus nehmen und in unserer Seele gekräftigt sein für die Pflicht und Last des anderen Tages. So aber, wie die Lustspiele jetzt auf den meisten Bühnen gegeben werden, können sie keine Kraft in uns stiften, sondern sind nichts weiter als eine schlechte Zerstreuung.

ANNA: Und also soll ich zugeben müssen, daß ich an etwas ganz Falschem und Schlechtem Freude gehabt habe und besser getan hätte, mit dem Strickstrumpf daheim zu sitzen, als dieses Stück spielen zu sehn?

GEORG: Liebe, das sollst du nicht, sogar Albert in seiner Heftigkeit wird es nicht von dir verlangen. Hat er uns nicht selber erklärt, daß der Zustand der Welt aus Schlimm und Gut gemischt sei? Das Theater kann nicht anders, als ein Spiegel dieses Zustandes sein. Es ist nicht schwer, eine hohe Forderung auszusprechen, aber unsre Liebe zu einer Sache erweist sich am schönsten darin, daß wir sie auch da nicht im Stich lassen, wo sie sich unvollkommen darstellt. Je älter ich werde, um so mehr muß ich denken, es lebe überhaupt nur der ein getreues Leben, der die Menschen und ihre Werke nimmt, wie sie sind, und seine Forderung, seine Leistung an dieses Wirkliche knüpft: voll Geduld mit dem Unzulänglichen, aber unermüdlich, ein Höheres zu suchen.



Fröhliche Szene *Zeichnung von K. St.*

BESUCH BEI HANNS THOMA

Erinnerungen zu seinem 20. Todestag am 7. November 1944

VON PROFESSOR DR. HERMANN GLOCKNER (GIESSEN)

Am 2. Oktober 1921 war Hanns Thoma 82 Jahre alt geworden. Mein Heidelberger Lehrer, der als Rembrandtforscher bekannte Carl Neumann, muß ihm um diese Zeit in Karlsruhe nach längerer Pause wieder einmal einen Besuch abgestattet haben; jedenfalls erzählte er mir in seiner etwas geheimnisvollen, flüsternden, aber ungemein eindringlichen Weise von der schon gleichsam verklärten, über alles Irdische hinausgewachsenen Erscheinung des greisen Meisters. Ich solle doch auch einmal zu ihm fahren; es lohne sich. „Noch immer tut es mir leid, daß ich so viele bedeutende Männer meiner Zeit niemals gesehen habe", fügte er hinzu, „Bismarck nicht und Richard Wagner auch nicht." Auf meine Bedenken, dem alten Herrn so ohne weiteres mit einem Besuch ins Haus zu fallen, wurde mir ein Empfehlungsbrief versprochen.

Schon am folgenden Tage lag dieses Schreiben bereit. Es war offen gelassen, wie Neumann in solchen Fällen immer zu tun pflegte. So las ich es denn auch, weiß aber nicht mehr, was alles Schönes zu meiner Empfehlung darin stand. Nur der letzte Satz ist mir in Erinnerung geblieben. Er lautete ungefähr: „Ich würde sagen, daß der Überbringer zu Ihrer Gemeinde gehört; aber Ihre Gemeinde ist ja die ganze Welt."

Mein Zug ging etwa um 8 Uhr morgens; es war der 26. Oktober und ein schöner sonniger Herbsttag. Gegen 10 Uhr kam ich in Karlsruhe an; nicht zum ersten Male; ich hatte die Kunsthalle schon ein- oder zweimal besucht. Unmittelbar neben dieser hatte Thoma als langjähriger früherer Direktor in der nach ihm genannten Straße eine geräumige Amtswohnung. Diese suchte ich gleich auf, betrachtete das Haus aber zunächst nur von außen, weil es mir für einen Besuch noch etwas zu früh am Tage schien. Auf einem kurzen Gang durch die benachbarten schönen Anlagen fiel mir jedoch ein, daß alte Leute nicht gerade Langschläfer zu sein pflegen — und so stand ich denn doch wahrhaftig schon um ½11 Uhr wieder vor der Tür. Das war keine vorschriftsmäßige Stunde, aber meine Überlegung muß doch richtig gewesen sein; denn als ich die breite bequeme Treppe hinter mir und im ersten Stock geklingelt hatte, erschien sofort ein älteres Fräulein, das mich schweigend, aber nicht gerade unfreundlich und jedenfalls ohne Befremden musterte, mir den Brief aus der Hand nahm und wieder verschwand. Es war, wie ich sofort erkannte, jene Schwester Thomas, die unzählige Male von ihm gemalt worden ist und nun als starke Siebzigerin noch immer die charakteristischen Gesichtszüge nicht verleugnete, die sie schon als junges Mädchen auf dem allbekannten Bilde der Karlsruher Sammlung zeigt, wo sie die Hühner fütternd dargestellt ist.

Da auch nach einer ziemlichen Weile niemand weiter erschien, um mich hereinzubitten, anderseits jedoch sämtliche Türen offen waren, so betrachtete ich das schließlich als eine stillschweigende Aufforderung weiter vorzudringen. Ich kam zunächst in einen ziemlich großen Raum, der wie ein Empfangssalon aussah und einen etwas leeren Eindruck machte. Hier stand ich wieder ein paar Minuten lang, dann wendete ich mich nach rechts und öffnete vorsichtig eine nur angelehnte Tür. Ein etwas gemütlicheres Zimmer tat sich auf, in dem aber gleichfalls kein Mensch zu finden war. Ich weiß noch, daß mir in diesem Augenblick die Erinnerung an ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht kam: die Stadt von Messing — so blitzblank und so leer waren die Räume. Da ich aber wußte, daß im letzten Zimmer des Königspalasts ein wunderschönes Mädchen auf dem Thronsessel sitzen wird, so ging ich getrost weiter. Und mein Märchen täuschte mich nicht.

Im letzten und schmalsten Gemach der ganzen Zimmerreihe saß ein uralter Mann hinter einem Bauerntisch ohne Decke; zwei Frauen waren um ihn bemüht; eine

von ihnen war die Schwester, die mir geöffnet hatte. Ich stand vor Hans Thoma. Neumanns Brief lag aufgerissen vor ihm. Wahrscheinlich hätte man mich doch noch geholt, wenn ich etwas mehr Geduld gehabt haben würde; aber es schien auch so alles in der Ordnung zu sein, und die beiden alten Damen zogen sich auf der Stelle — ohne daß auch nur ein einziges Wort gesprochen wurde — zurück. Was ich nun meinerseits sagte, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur noch, daß ich mich auf Carl Neumann berief und daß es mir sehr schwer wurde, dem alten Manne gegenüber das Wort Exzellenz auszusprechen. Es schien mir unpassend, geschmacklos und fast wie eine Beleidigung. Mit einer Handbewegung wurde mir ein Stuhl angeboten. Dann sagte Thoma sehr langsam: „Ja, ja, der Geheime Rat Neumann."

Erst viele Jahre später habe ich erfahren, daß Thoma keineswegs besondere Sympathien für den Rembrandt-Neumann hegte, der alles Italienisch-Nackte ablehnte und die Natur für eine Heidin erklärte, während doch der Schwarzwälder Bauernsohn das Göttliche gerade in der Natur und keineswegs im Kirchlich-Christlichen suchte und fand. Mein Empfehlungsbrief hätte also leicht das Gegenteil bewirken können. Auch kam das Gespräch überhaupt erst in Fluß, als ich die Frage: „Sie sind also wohl ein junger Kunsthistoriker?" der Wahrheit entsprechend verneint und mich zur Philosophie bekannt hatte. In diesem Augenblick erheiterten sich die Gesichtszüge Thomas; er schob das Reißbrett, das er vor sich hatte, etwas zurück und gab mir nun erst richtig die Hand. „So, Sie sind Philosoph", sagte er. „Das ist ja viel gescheiter."

Nun konnte ich mir ihn richtig anschauen. Thoma war klein von Gestalt, aber der Brustkorb ungemein breit und kräftig. Der Kopf mit dem weißen Bart saß zwischen den Schultern, wie herabgerutscht. Eine Brille mit halben Gläsern hatte er in der Hand, aber er benutzte sie nicht. Die Augen erschienen mir klein, schiefstehend und zusammengekniffen. Große Tränensäcke darunter, an denen er viel zu wischen hatte, weil sich jedesmal nach scharfem Fixieren das ganze Auge mit Wasser füllte. Trotzdem hatte ich den Eindruck, daß er noch ganz ausgezeichnet sah; die Brille wurde gewiß nur beim Lesen, Zeichnen und Radieren benötigt. Die Nase erschien fast wie senkrecht abgeschnitten. Auf den Selbstbildnissen kommt diese auffallende Eigentümlichkeit nicht richtig zum Ausdruck; das reine Profil ist hier ja auch immer vermieden. Ich aber saß am Tischeck unmittelbar an der rechten Seite des alten Meisters, konnte also den Kopf in seiner vollen Plastik betrachten und mir für immer einprägen. Er sprach natürlich mit der süddeutschen Färbung des Schwarzwälders, aber ein betontes Hochdeutsch. Wahrscheinlich hatte ich in meinen ersten Sätzen einer etwas konventionellen Freude Ausdruck gegeben, daß er sich in seinem hohen Alter noch so wohl befinde. Darauf antwortete Thoma: „O nein. Es geht mir nicht gut. Ich bin an meiner Grenze. Meine Beine sind gelähmt. Ich kann nicht mehr laufen; ich kann höchstens von da bis zu der Tür dorthin gehen." Er zeigte es mit einer Handbewegung, die den kleinen Raum, über den er noch verfügte, unbarmherzig abgrenzte.

Dieser Handbewegung mit den Augen folgend, sah ich mich nun auch in dem Zimmerchen um. Die Wände hingen voll Bilder und Bildchen. Es war fast keine leere Stelle übriggeblieben. Farbiges war wenig dabei. Große schwarze Reproduktionen sind mir vor allem in Erinnerung; darunter, ihm gerade gegenüber, der Hieronymus Holzschuher Dürers, der mit seinen harten Augen auf uns beide heruntersah und das Gespräch streng zu überwachen schien. Ich muß seitdem immer zugleich auch an dieses Meisterporträt Dürers denken, wenn jene bei Hans Thoma verbrachte Stunde in mir deutlich wird.

Es wurde nämlich wirklich eine volle Stunde, und ich hätte sogar noch länger bleiben können, so wohlwollend und freundlich gestaltete sich die Unterhaltung, die so stockend in Fluß gekommen war. Von der Exzellenz war jetzt keine Rede mehr. Einem jungen Kunsthistoriker gegenüber wäre Thoma vielleicht mißtrauisch geblieben, aber vor dem Philosophen sprach er sich ganz rückhaltlos

aus. Da ich mir unmittelbar nachher alles Wesentliche wortgetreu aufschrieb, kann ich heute, obwohl 23 Jahre vergangen sind, dennoch mit der Genauigkeit eines Chronisten davon erzählen.

„Ich kann noch arbeiten. Es ist ein Glück und ein Segen, so wie überhaupt mein ganzes Leben Glück und Segen war. Bruckmann gibt jetzt über 100 Blätter von mir heraus. Alte und neue Sachen. Es sind ganz neue Radierungen dabei." „Ja, das gibt schon einen Überblick, so 100 Blätter! Da lernt man sich selber kennen. Es ist da etwas, das durch alle Blätter hindurchgeht: das Wesen des Menschen. Und der Mensch bin ich selbst." „Ich bin nie an einem Gegenstand festgehangen. Ich hab mir gedacht, ich will immer wieder was anderes machen." „Vielleicht sollten alle Menschen so denken, aber vielleicht auch nicht. Es ist eben jeder anders." „In meiner Frankfurter Zeit, da kam's mir plötzlich, da wußt' ich's auf einmal, was ich eigentlich will. Ich hab das auch aufgeschrieben. Damals bin ich so geworden, wie ich bin. Aber mein Freund, ein Frankfurter Arzt, hat mich immer nur ausgelacht. Er hat gesagt: Was willst du denn noch werden? Du bist doch schon der Thoma. Er hat ganz recht gehabt. Ich aber auch. Wir werden anders, und wir bleiben immer die alten." „Wenn Sie einmal so alt sind wie ich, dann werden Sie das auch sagen. Das heißt: ich wünsch' es Ihnen. So was gibts nämlich nicht nur bei den Künstlern."

Nun wollte er wissen, ob mir auch andere Maler persönlich bekannt seien. Da mußte ich ihm sagen, daß ich bis jetzt noch nicht viel in Ateliers hineingeschaut hätte, aber daß ich mit einem jungen Münchner Radierer befreundet sei. Das schien ihm zu gefallen. Er spielte noch einmal auf Carl Neumann an und meinte: „Es gibt so Kunsthistoriker, die krabbeln unaufhörlich in den Künstlerateliers herum; aber sie kriegen nur schmutzige Hände dabei; denn da ist es selten aufgeräumt." Er lachte herzlich und breit. Nun nahm ich die Gelegenheit wahr und erzählte ihm, daß jener Freund Walter Scheidemandel auch allerhand kunstgewerbliche Sachen, Töpfe und Vasen male — und zwar, wie wir beide meinten, so ziemlich in der Art des Meisters Thoma. Er mache dann wohl auch Verschen dazu. So hätte ich eine sehr schöne bemalte Vase von ihm, auf der stehe:

> Wer aus diesem Topf kann lesen,
> Daß in jedem Ding ein Wesen,
> Um den sei allerzeit
> Aller Dinge Wesenheit.

Er nickte freundlich und meinte: „Das ist wirklich wie von mir."

Möglicherweise wurde, was er nun im Anschluß an das Wort von der „Wesenheit aller Dinge" ausführte, schon öfters gedruckt. Jedenfalls kam es mir so vor, als erzähle er alte Lieblingsgeschichten. So etwa die Hühner. „Einmal schrieben die Kunstgelehrten von mir: Der Thoma ist zwar kein großes Talent, aber ein ganz guter Hühnermaler ist er. Das ist auch richtig. Ich habe zwar die Hühner gemalt, wie ich eben alles gemalt habe, was mir so in den Weg kam. Aber meine Hühner haben eben was von der Wesenheit, weil sie was von meinem Wesen haben. Ein Münchner Kritiker sagte: Wo nur der Thoma hinaus will? Da habe ich daraufgesetzt: Ich will überhaupt nicht hinaus; der Thoma will bei sich selber bleiben! Das war doch eine gute Antwort. Ich hab eigentlich nie was gewollt. Auch keinen besonderen Ehrgeiz hab ich gehabt. Ich hab mir gedacht: die Welt ist mir nichts schuldig, und ich bin der Welt nichts schuldig. Ich hab meine Leinwand bezahlt; ich kann draufmalen, was ich will. Und dann ist doch der Ruhm gekommen. Und da muß ich gestehen: Der Ruhm ist eine Genugtuung. Viel ist nicht dran, am Ruhm. Aber er ist eine Genugtuung."

„Früher hieß es: Der Thoma, ach ja, der malt so grüne Landschaften und Kinder, die nicht schön sind. — Auch recht! Heute soll ich nun oft alle möglichen Bilder beglaubigen. Da ist miserables Zeugs drunter, und manchmal kann ich doch nicht beschwören, daß ich es nicht gemalt habe. Ich glaub, wenn irgendwo ein Kunsthändler eine recht grüne Landschaft hat, die er nicht losbringt, dann sagt er: das ist aus der Frühzeit von Hans Thoma."

Mitten im Plaudern fiel ihm wieder der Brief Neumanns in die Augen. „Daß Sie ein Philosoph sind, steht gar nicht drin.

Da müßten Sie mir ja eigentlich auch sagen können, was Naturalismus ist. Nun, ich habs immer mit der Natur gehalten, weil man statt Natürlichkeit auch Einfachheit sagen kann. Aber die Kunst ist doch auch wieder anders als die Natur. Sie geht eben auf die Wesenheit."

Dazu habe ich nun wohl auch allerhand bemerkt; jedenfalls wendete sich das Gespräch zuletzt sehr ins Weltanschauliche. „Man sollts gar nicht so wichtig nehmen, das ganze Leben. Ach! Das bissel Malen! Ich nehms auch gar nimmer so wichtig. Die Hauptsache ist, daß man sich zuletzt mit der Welt im Einklang fühlen kann. Dazu hab ich malen müssen. Andere malen auf ihre Weise — oder auch nicht." „Mein Leben war auf weite Strecken ein Kampf. Aber es hat sich gelohnt. Und es war auch interessant, so wie es Goethe meint, im Faust."

Der Abschied war sehr herzlich. „Ich weiß ja nicht, wie lang ich noch zusammenhalt. Aber vielleicht sehen wir uns noch einmal. Man muß immer sagen: Auf Wiedersehen!"

Erst 3 Jahre später, am 7. November 1924, ist Hanns Thoma gestorben. Ich hörte noch ein paarmal von ihm und bewahre auch einen Kartengruß von seiner Hand. Er bedauerte, nicht früher die Wohnung gewechselt zu haben; es „fror ihn nach der Sonnen" wie jenen Größten aller deutschen Maler, zu dessen Geistesart er sich bekannte. Meinen Besuch habe ich nicht wiederholt. Jene Stunde bei Hans Thoma blieb ein einmaliges, einzigartiges Ereignis in meinem Leben.

Aus: TRAUM UND LEBEN

Gedichte einer Frühvollendeten

(Erschienen im Jahre 1918)

Bei Tag und Nacht

Bei Tag und bei Nacht verläßt sie mich nicht
und quält mich zu Tränen und bleicht mein Gesicht,
die törichte menschliche Sehnsucht!

Bei Tag und in Nächten kämpf' ich mit ihr
und möchte sie zwingen und reißen aus mir,
die einsame, dürstende Liebe!

Mein Herz durchwandert die Welten im Kreis
und sucht mit ruhelos brennendem Fleiß
die Heimat des einenden Glücks.

Septembergefühl

Ein kühler Abendwind will verschimmern,
das Meer geht hoch nach schwerem Sturm,
am Horizont ein rotes Flimmern,
und schlank und schwarz ein ferner Turm.

Und alle Vögel schweigen stille,
der Blumen Kelche klaffen weit,
Orangenblüten, weiß, in Fülle,
sind übers müde Gras gestreut.

In mir ein Schmerz, ein dunkles Mahnen,
und Tränen feuchten meinen Blick.
Warum ergreift mich banges Ahnen
um jedes fremde Menschenglück?

Bildersaal

Hundert Spiegel, und in jedem sehe
ich ein anderes Gesicht.
Doch in dem und jenem Bild verstehe
ich mich neu und werde mir ein Licht.
Ich bejahe mich, und ich verneine
dort, was lockt mit glatter Haut,
ich bezweifle mich, ich glaube, meine,
fühle heimlich mich mir anvertraut.
Laster sehe ich in samtnem Glanze,
Schwächen, dämmernden Verfall —
dann mein Leben wieder als das ganze,
runde, in sich selbst versöhnte All.

Josef Weber
(Wilhelmsburg)

Abendworte

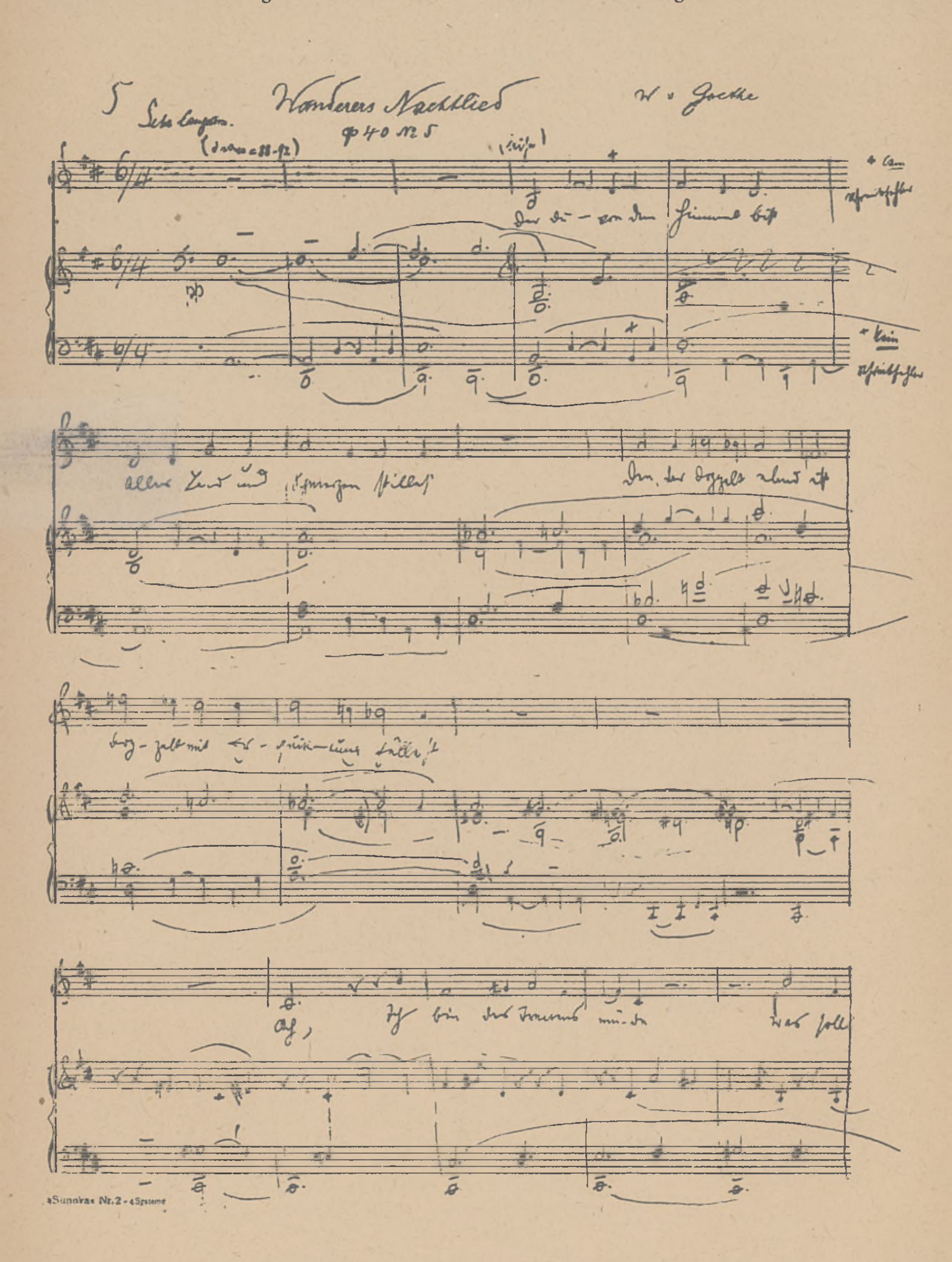
Nimm mich auf, mein Bett,
damit ich an IHN denke,
dem mein Herz so schwer entgegenreift.
Versenke, Welt, versenke,
was von draußen nach mir greift.
Laß mich lange wachsam liegen
in des Bettes engem Raum,
einsam, lächelnd tief verschwiegen:
Träumer in dem Blütentraum,
der den Schmetterling in mir,
den verhüllten, so erregt,
daß er trunken, sehnsuchtsvoll
leise mit den Flügeln schlägt.
Lichtgesänge, Totenlieder
feierlicher Harmonie
steigen auf und sinken nieder:
e i n e Lebensmelodie.
Schwebend zwischen Zeit und Raum,
flügelbebend im Verhüllten,
reif ich in dem Blütentraum,
dem von IHM erfüllten.
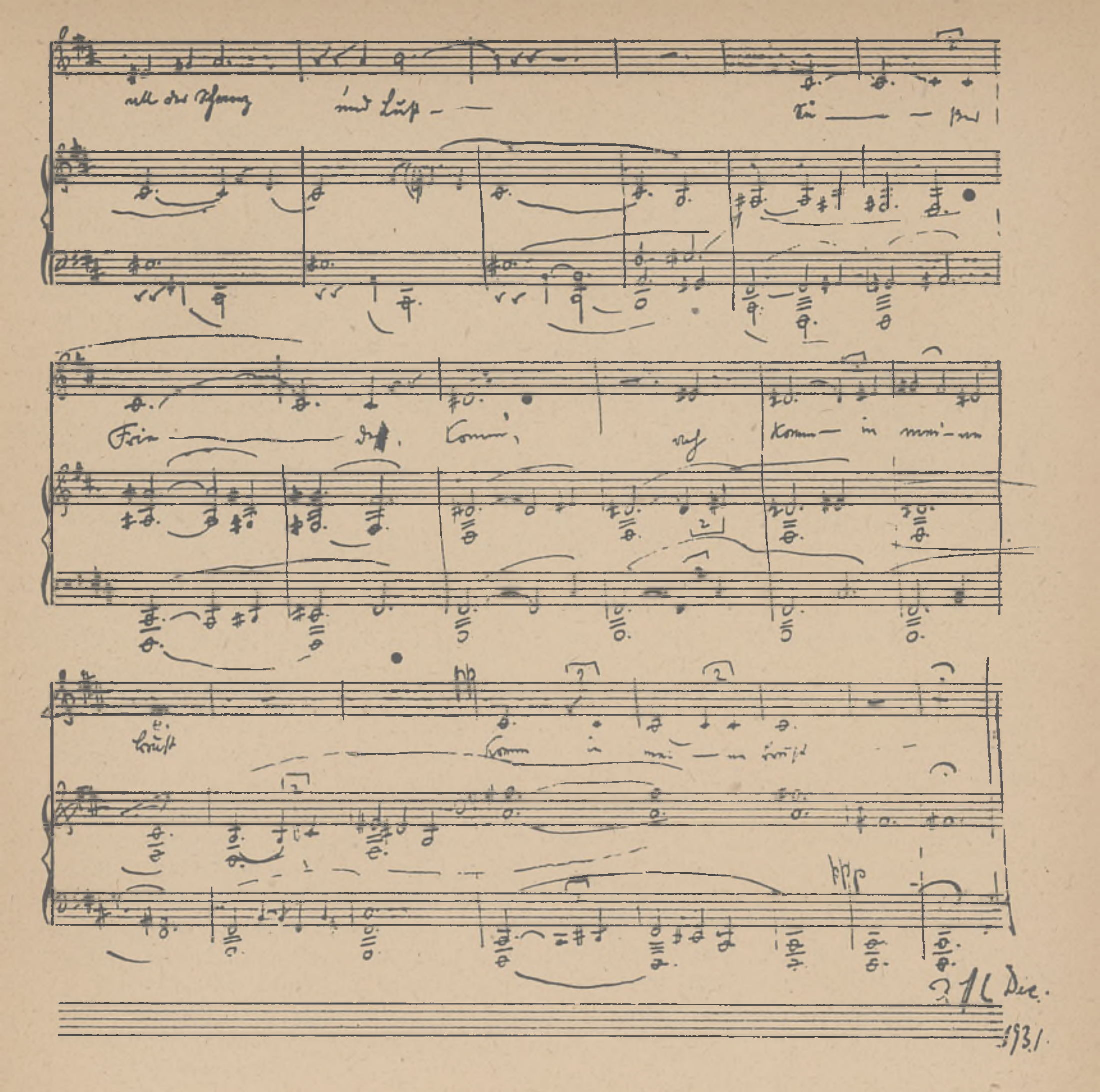
Christian Früchtning

WANDERERS NACHTLIED

Komposition von Hans Pfitzner Op. 40 Nr. 5

Faksimile nach dem Original — Besitzer: Generalgouverneur Dr. Hans Frank





ÜBER EINEN SCHAUSPIELER

AUS DER REDE, DIE HEINZ HILPERT IM DEUTSCHEN THEATER IN BERLIN BEI DER TRAUERFEIER FÜR CHRISTIAN KAYSSLER, DEN SOHN FRIEDRICH KAYSSLERS, GEHALTEN HAT

Die erste Rolle, die ich von dir, Christian Kayßler, auf der Bühne sah, war der „Edgar" im „Lear". Es ist über 20 Jahre her; aber ich vergesse den Klang deiner Stimme nicht, mit dem du den schönsten Satz deiner Rolle sprachst: „Dulden muß der Mensch — sein Scheiden aus der Welt wie seine Ankunft — reif sein ist alles." Du hast dieses Scheiden in einem Sinne erduldet, in Tapferkeit und Demut, der uns allen unvorstellbar ist. Du bist als ein Reifer von uns gegangen. Du hast uns, die du zurückließest, ein Ziel geschenkt, ein Ziel, das vor allem die sehen, die es mit deiner Kunstübung — mit unserer Kunstübung — ernst meinen; denn du warst einer von den wenigen, die immer das gestaltet haben und gestalten mußten, was ihren Tag, ihre Stunde, ihr Hiersein erfüllte. Dein Schaffen war ein Bekenntnis deines Lebenstriebes, deiner Herzensfülle, deiner Erkenntnis mit all ihrem Leuchten und all ihrer Zerbrochenheit, mit aller Vollkommenheit und allem „Unzulänglichen", das auch bei dir „Ereignis" wurde. Du hast auf dem Wege von der ersten Rolle bis zu der letzten nichts von deinem inneren Licht verloren.

Du warst in allem, was du tatest, ein Mann. Nicht einer, der in der rechten Hand die Erkenntnis und in der linken Hand das Tun hatte und bei dem die eine Hand von der anderen nichts wußte! — bei dir war Erkenntnis und Tat eines! Es gibt nicht viele deinesgleichen in den Menschenhäusern, in denen Theater gespielt wird; aber es gibt manche, die das erreichen möchten, und denen hast du einen Weg gewiesen. Du warst ein Mann und ein Kind. Gläubig und voller Spieltrieb, versunken und verträumt. Und du warst auch ein Herr, der wußte, daß wahrhaftes Herrschen nur wahrhaftes Dienen ist. Auch das ist selten unter uns. Du aber hast nie deine Seltenheit ausgestrahlt, hattest nie das Pathos der Distanz, sondern eine menschliche Nähe, denn bei dir war das Menschliche nicht nach unten hin abgewürgt und nach oben zu künstlich überhöht. Nein, du hattest Würde, die niemals die Vertraulichkeit entfernte und eine Verbindlichkeit, die doch zarteste Grenzen zog. In deinem Ernst war immer noch ein leises Lachen und in deinem heitersten Lachen immer noch Ernst. Du lebtest nicht, weil du einer Erwartung entsprechen wolltest, die andere in dich gesetzt hatten, sondern weil du so, wie du warst, leben und wirken mußtest. Mit einem Wort, du warst der uneitelste Mensch unter uns.

Du kämpftest in deiner gestalterischen Arbeit nie um das Was; denn das hattest du in reichem Maße durch Erlebnis und Offenbarung in dir. Du kämpftest höchstens um das Wie; aber auch das zwangst du manchmal schwerer, manchmal leichter, denn du kanntest deine Werkstatt rundum gründlich und hattest dein Handwerk gelernt. Darum suchtest du auch nie nach äußeren Stützen. Du warst immer ein Gestalter, kein Zeichner. Ein konfessioneller Arbeiter, kein Maskenmacher und Lebensnachahmer. Keiner von denen, die da behaupten, es käme nur auf die Zeit zwischen 7 und 10 Uhr abends an, wo sie auf der Bühne stünden, sondern einer, der das Leben dazwischen ebenso wichtig erachtete wie diese drei Stunden der Darbietung, und der aus den anderen einundzwanzig Stunden des Tages seine künstlerische Arbeit speiste.

Eine deiner Rollen war der „Mercutio". Wüstes Raufertum und leiseste Innigkeit waren bei dir seine äußersten Grenzen. Du hattest beides so in dir, daß man die Weite zwischen den Polen spürte. Eine so große Weite, daß das Verständnis für alle menschliche Realität darin Platz fand, aber auch die luftigste und zarteste Irrealität. Ich vergesse nie deine Erzählung von der Königin Mab. Du wußtest soviel von den verwehten Dingen, die nachts durch die Träume der Menschenkinder geistern und sie zu Leidenden machen und ihre Grenzen weit über die schaubare reale Welt hinausdehnen in selige Dämmerung und trunkenes

Dunkel. Es war eine unvergeßlich fromme Musik in dieser deiner Erzählung von der Königin Mab. Und dann starbst du als Mercutio wie ein Turm, der zusammenbricht, heiter fast und ohne Klage, tapfer und wortlos. Du warst schon damals mit dem Tod gut Freund, obwohl du ihn nicht mochtest. Aber als er plötzlich da war, verstandest du dich mit ihm auf eine rätselhaft selbstverständliche Art.

Du stiegst immer von der Denkmalshöhe auf die Erde, hattest nie Freude an dem Sockel, der künstlich erhöhte.

Du spieltest deinen „Don Pedro". Du spieltest ihn nicht nur, du dichtetest ihn groß über das Urbild hinaus in Herzensfernen und Weltweiten, die selbst der greise Dichter dieses Stückes, Emil Strauß, so nicht gesehen hatte. Die Unendlichkeit, die Unversehrbarkeit, die gänzliche Kompromißlosigkeit, die Demut, Leidfähigkeit, Unbedingtheit, Todestrunkenheit, Keuschheit und Gnade der großen Liebe ward durch dich ins Leben gehoben. Schauspielerischer Reichtum und menschliche Tiefe waren in dir vermählt. Niemand ahnte, wieviel Sommerreife und Fülle in dir lebte. An dem Abend, als du „Don Pedro" warst, wußten wir es alle. Du nahmst unsere Begeisterung gern, aber mit einer so rührenden Bescheidenheit entgegen, weil dir selbst dein ganzer Reichtum unbewußt war und unbewußt blieb. Du hattest eine Bescheidenheit, wie man sie nur bei den ganz Seltenen erleben konnte.

Du spieltest den „Brutus" in Bernt von Heiselers „Cäsar", den moralischen Mörder aus Gerechtigkeitsgründen. Und wie hast du dieses Leiden an der Gerechtigkeit transparent gemacht. Es war, als wenn du die ganze Gerechtigkeit in dir hättest und es außer dir keine mehr gäbe. Nur Gerechtigkeit, sagt Gertrud von Le Fort, gibt es in der Hölle, auf der Erde das Kreuz, nur im Himmel Gnade. Du hattest Hölle, Erde und Himmel in dir. Reichtum, der sich vergeudete und nur von wenigen gesehen wurde, weil du kein Funkler, kein Qaulitätsprotz, kein Komödiant warst, aber immer ein Gestalter des ganzen Lebens.

Köstlich an Reife, Güte, Überlegenheit und Humor — ein Mann, der ebenso aus elyseischen Gefilden, wie aus den Kartofreläckern der Mark Brandenburg gewachsen war, gesegnet mit einem seltenen irdisch-unirdischen Lächeln — köstlich war dein „Gerichtsrat Walter" im „Zerbrochenen Krug". Welch eine Stufung, welch eine Spannweite — Reichtum ohne jede Lautheit — Eigenbewußtsein ohne jede Ich-Überschätzung.

Der Reichtum der Kraft hat dich nie zur Übertreibung verleitet. Du hast niemals, um dem Publikum zu gefallen, die Wahrheit oder Bescheidenheit der Natur verletzt. Genau so beispielhaft, wie du mit uns arbeitetest, bist du deinen Passionsweg gegangen, bis zu dem Augenblick, da dir der Herrgott all das holde Spielzeug unseres Erdenwandels aus der müden Hand nahm. Du warst ein Werkzeug des Guten auf Erden, hast auf diesem, in Geburtswehen kreißenden Planeten Frömmigkeit und Festigkeit ausgestrahlt. Du hast geschaffen und nicht besessen; du hast gewirkt und nie gewonnen, du hast wahrhaft überwachsen und nie überwältigt. Die Kraft, die in dir war und die so tiefe Spuren hinterläßt, war religiöse Kraft. Wo immer du auf der Bühne standest, war heiliges Land. Wo immer du im Leben standest, war menschliche Begegnung, Bindung, Klärung, Güte. Es hat kaum einer von uns allen, die wir mit dir gearbeitet haben, eine neutrale Stunde mit dir erlebt.

Liebe ist stark wie der Tod, aber nicht von der Liebe allein, sondern auch von den Toten, den geliebten Toten kommt die unbestechliche Weisheit, die eigentliche Kraft zu dem Leben, das wir heute alle führen müssen, zu dem wir uns in dieser erbarmungslosen Zeit bekennen: zum Leben trotzdem! Und die richtige Einschätzung dieses Lebens, das neben dem farbigen Abglanz auch die Weite des Urzusammenhangs haben muß, die faustische Bindung mit den Müttern.

Ihr Toten seid das mütterliche Erdreich selbst, in das wir unsere Wurzeln senken müssen. Knospen, Blüten und Früchte würden ohne diese Wurzelkraft nicht sprießen, sämen und gebären können. Ihr macht, je mehr ihr Licht ausgestrahlt habt, als ihr noch lebtet, uns um so mehr vertraut mit der lichtlosen Stille der Wurzelregionen, ohne die kein Wesen bestehen kann, ohne die es ins Nichts zerfallen muß.

Liebe zu Berlin

VON ANNALISE SCHMIDT

Gibt es das überhaupt? Liebe zu dieser formlos auseinanderfließenden Stadt, die nichts zu sein scheint als ein wimmelnder Ameisenhaufen überfleißiger, hastender Menschen? In der es kaum etwas Altes, sicher nichts Geheimnisvolles gibt. Kam man, wie es uns damals vor dem Weltkrieg ging, aus einer der alten Städte Süd- oder Westdeutschlands, deren raunendes Geheimnis jede Gasse in ihren Mauern birgt, kam man selbst aus dem Osten Deutschlands, aus Königsberg, Danzig, selbst Braunsberg oder Elbing, so glaubte man platt und fremd nach Amerika versetzt zu sein, so häßlich war die Anfahrt zum Bahnhof Friedrichstraße, so unmittelbar wurden wir sofort von dem Getriebe der Riesenstadt verschlungen. Das pausenlose Rauschen der großen Stadt benahm uns das klare Denken; die Fülle des künstlichen Lichts, das aus Berlin nachts eine cité lumière machte, blendete uns. Wir fühlten uns verraten und verkauft, verlassen und fremd.

Dennoch blieben wir in Berlin. Wir gingen durch die Straßen. Stets die gleichen Perspektiven, stets die gleichen willkürlich hineingelegten Plätze, von denen neue Straßen mit gleichen Perspektiven ausgehen. Berlin liegt an der Spree. Aber wir suchten vergeblich etwas, was einem Fluß ähnlich sah. Ein trüber, schleichender, schwärzlicher Kanal ist aus dem Fluß gemacht worden, auf den kein Berliner stolz sein kann, den selbst ein Urberliner nicht zärtlich lieben könnte, wie der Pariser die Seine, der Münchner seine rauschende Isar. Höchstens an der Jannowitzbrücke öffnet sich etwas wie eine Flußlandschaft.

Und die historischen Gebäude? Was gibt es da? Das Schloß. Sein herber und stolzer Bau mit der königlichen Kuppel prägt sich dem Gedächtnis ein, würde es noch mehr tun, wenn der Zug der Straße Unter den Linden direkt aufs Schloß zuführen würde, wenn das Denkmal Kaiser Wilhelms I., allzu dicht an das Schloß gerückt, nicht den Eindruck des Baus beeinträchtigen würde. Denkt man dann noch an den Lustgarten, an die dort von den Königen errichteten Bauten, denkt an die Wache, die Universität, die Bibliothek; denkt an die historischen Palais Unter den Linden und die Ministerien in der Wilhelmstraße, denkt an das Brandenburger Tor, so ist damit der Bestand des architektonischen Bildes, das Berlin uns bedeutet, bereits umrissen. Alles übrige ist eine einförmige Masse, ungegliedert durch natürliche Anhaltspunkte; Hügel, Flußläufe, alte Gärten, wie Frankfurt am Main sie als köstliche stille Oasen im Stadtinnern birgt. Nur der Tiergarten ist ein Anhaltspunkt, ein nicht wegzudenkender Trennungsstrich zwischen dem Westen und Osten, zwischen Kölln-Berlin, dem Anfang der Stadt, und Charlottenburg und allen westlichen Vororten.

Wir kauften uns, als wir 1905 die Universität Berlin bezogen, einen Bädeker der Reichshauptstadt, der im Vorjahre gedruckt war, studierten ihn und lasen: „Unter den Linden Nr. 1, Ecke des Pariser Platzes, das Palais des Grafen Redern, 1833 von Schinkel in florentinischem Stil erneuert“. Entzückt, wie wir von Schinkels Schauspielhaus waren, gingen wir zum Pariser Platz. Aber die Nummer 1 war von einem Bauzaun umgeben. Das Palais Redern stand nicht mehr; es war abgerissen. Der Sockel der Straße Unter den Linden fehlte. Wir waren empört! Stutzig geworden durch Vandalismus — wenn man jung ist, liebt man starke Worte —, machten wir es zu unserer Aufgabe, an Hand alter

Bilder uns das frühere Berlin zu rekonstruieren, und fanden heraus, daß 1860 das Abschiedsjahr für das alte Berlin, das Geburtsjahr des neuen Berlin gewesen war. Wir durchwanderten, anfangs erstaunt, nach und nach entsetzt die Stadt. Auch machten wir uns einigermaßen mit der Geschichte Berlins bekannt. Wir sahen, welch ein schweres Ringen dieser Stadt, in die wir gekommen waren, auferlegt war durch ihre offene Lage am unbeschützbaren Übergang der Spree, allen Winden und Einflüssen aus Norden, Süden, Osten, Westen preisgegeben, sie, die ein Vorwerk des Deutschtums im Osten gegen die Slawen zu war, deren Handelsbeziehungen alle tief hinein in den Osten drangen, die, vom Mutterlande getrennt, als fremd von diesem empfunden wurde. Eine künstliche Siedlung war Kölln-Berlin, künstlich, weil sie ohne den stets wieder von ihren Kurfürsten und Königen herbeigeholten Menschenzuwachs versiegt wäre, wie es nach dem Dreißigjährigen Krieg der Fall gewesen wäre, wenn der Große Kurfürst nicht ihre Tore den 5000 französischen Refugiés geöffnet hätte. (Diese Refugiés übrigens waren keinesweges frivole Pariser. Sie waren moralisch steife, puritanische Protestanten und also nicht Urväter des spezifischen berlinerischen Witzes.) Selbst Friedrich der Große, hundert Jahre später, sah sich noch genötigt, die Kommission zur Herbeischaffung von Kolonisten einzusetzen. „Menschen, mehr Menschen“ waren nötig. Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war Berlin ganz unberlinerisch, war nichts als eine kleine unsaubere germanisch-slawisch-romanische Siedlung mit einer Burg an der Spree und einem Sumpf statt des Lustgartens. Aber Friedrich Wilhelm I., dieser unendlich treue Haushalter, dieser wahre Nothelfer und König seines Volkes und Staates, und Friedrich Wilhelm II. und III., die schufen Berlin architektonisch zu dem, was es dann zu seiner Blütezeit, 1780—1830, war: eine wohlangelegte, architektonisch harmonische Stadt, die sehr wohl mit Paris und anderen älteren, vielbegünstigteren Städten wetteifern konnte.

Berlin hatte es unendlich schwer, sich nur zu behaupten; noch schwerer war seine Aufgabe, die ungleichartigen Elemente seiner Bevölkerung zu verschmelzen zu einem einheitlichen Ganzen. Das war der Stadt endlich gelungen, so gut gelungen, daß zur Biedermeierzeit ein richtiges echtes Bürgertum, spezifisch berlinerischen Gepräges am Ufer der Spree eine behagliche, nicht reiche, aber harmonische Kultur geschaffen hatte, die wir aus den Frühbildern Menzels kennen — ein Milieu, das alles, was es umfaßte, einheitlich gedacht hatte.

Damals entstand dann aus dem Wesen und Sein des Volkes: der Arbeiter, Dienstmägde, Hökerinnen, kleine Handwerker und Straßenjungen — unvergeßlich und unvergessen der berühmte und berüchtigte Straßenjunge Nante — die besondere berlinerische Art: ein Gemisch aus scharfem Verstand, Nüchternheit, Reizbarkeit und Empfindlichkeit, Phlegma, Selbstironie, Sanguinismus, deutscher Gelassenheit und französischem Esprit, eine Wesensart, die jedem Pathos, jeder Geschwollenheit abhold ist, daß niemand eine Verzierung ansetzen kann, ohne sofort der Aufforderung zu begegnen, sie sich ja nicht abzubrechen. Diese Art schuf ihren Dialekt, ihren Witz, der zu internationaler Berühmtheit gelangt ist, und zu dem jede Generation ihr Teil dazutat. Selbst die Könige — auch ein Königsgeschlecht färbt ja notgedrungen von dem Wesen seiner Hauptstadt ab, vor allem ein so lebendiges Geschlecht wie das der Hohenzollern — selbst die Könige sprachen im Familienkreise diesen Dialekt, wie jenes klassisch gewordene Gespräch zwischen Friedrich Wilhelm III. und seinem Kronprinzen beweist. Dieser war zu spät zu Tisch gekommen. „Aber darum keene Feindschaft nich, Vater“. „Du kennst mir doch, Fritze“ — war die Antwort.

Bis zu dieser Zeit und etwas weiter bis 1860 hatten wir uns durch Studium das Berliner Aussehen und Wesen klargemacht. Das spätere Berlin zeigte uns die Anschauung, unsere wahrhaft entsetzte Anschauung. Und wir entsannen uns der Gestalt eines hageren spitzbärtigen alten Herrn,

der uns als Kinder in einem süddeutschen Badeort als Schlossermeister Eduard Puls aus Berlin gezeigt worden war, was wir nicht glauben wollten, da wir uns unter einem Schlossermeister einen geschwärzten Mann in blauem Arbeitskittel vorstellten, nicht aber einen sehr gut angezogenen Herrn, der mit uns an der Table d'hote saß. Dieser Schlossermeister war es gewesen, dieser Eduard Puls, der in seinen blühenden Jahren durch seine gußeisernen Renaissancegitter zu einem nicht geringen Teil, in aller Harmlosigkeit und Überzeugtheit natürlich, etwas Echtes und Fortschrittliches zu tun, dazu beigetragen hatte, aus dem Schinkelschen, klassizistisch einfachen, vornehm gediegenen Berlin das Renaissance-Berlin der Gründerjahre zu machen mit seinen Prachtbauten, die, behängt und betroddelt mit den Ornamenten alter abgelebter Perioden, auf Abbruch sozusagen gebaut wurde. Denn was machten sich die Bauunternehmer schon daraus, wenn nach fünfzehn Jahren die eben aufgebauten Häuser ausbesserungsbedürftig wurden, deren Wandfiguren an den Prachtfassaden abblätterten, kamen doch, ohne daß sie einen Finger rührten, jährlich durchschnittlich 58 000 Menschen nach Berlin, östliche Menschen zumeist, die Wohnungen nötig hatten und jede noch so ungesunde und noch so schlechte Wohnung mieteten — Menschen, die, nachdem sie durch Fleiß, Sparsamkeit und Betriebsamkeit es zu einigem Gelde gebracht hatten, es zum Sport ausbildeten, sobald sie wieder 10 000 Mark verdient hatten, in eine noch neuere, noch modischere Straße umzuziehen.

Immer wieder geschah es der Stadt Berlin, daß neue Einwanderungen die Ansätze seiner Bevölkerung zur Kultur, zur Stabilität über den Haufen rannten und mit ihrer unverbrauchten rohen Kraft sich durchsetzten. Berlin schwoll auf zu einer Stadt von über drei Millionen Einwohnern, wie wir sie in unserer Studentenzeit erlebten, eine Stadt mit „Bierpalästen", mit Restaurants, deren Räume Thronsälen von Gotenkönigen glichen, Säle in Onyx, in Gold, die wie das Rheingold 15 Millionen Mark kosteten, die in den Wänden ihrer Säle Sprüche in Mosaik zeigten: „Wolle, was du kannst" oder „Nicht halb beginnen", welche Sprüche auf derbe vierschrötige Berliner aus Ost- und Westpreußen, aus Schlesien, Pommern, Polen und Galizien herabsahen, die mit ihren federhutgeschmückten Frauen geröteten Gesichtes sich viele Prosits in Bier, Wein und in Sekt zutranken — ein sanguinisches, lebenstrotzendes Volk, das abends gierig im Genießen war, wie es tagsüber arbeitswütig Geld gemacht hatte. Lovis Corinth hat manche dieser Menschen vortrefflich im Bilde festgehalten.

Dieses wilhelminische Berlin war der geographisch-dynamische Mittelpunkt Deutschlands, überwältigend in seiner Kraft und Arbeitswut, eine Metropole, die ihren Reichtum prahlerisch zur Schau stellte mit einem Snobismus, der von Nichtkennern Amerikas, in ihrer Verzweiflung über das Vaterland, amerikanisch genannt wurde. Die Übergangsperiode, in die die deutsche Reichshauptstadt durch die erstaunlich schnell aufeinanderfolgenden politischen Ereignisse geraten war — 1864, 1866, 1870/71 —, hatte sie nicht ebenso schnell überwinden können und schaute nun mit halb erstaunter Selbstgefälligkeit auf ihre eigene Pracht, unsicheren und deshalb lauten Selbstbewußtseins.

Damals, 1910, sagte Karl Scheffler in seinem Buche über Berlin: „Man kann jedes Verhältnis zu Berlin gewinnen, nur lieben kann man diese Stadt nicht. Es fehlt das konservative Grundelement, das einer lebendigen Liebe zur Stadt zur Basis werden könnte." So dachten damals alle, die, in gesicherten Verhältnissen und ästhetisch lebend, die Arbeitsfrüchte anderer liebten, Vergangenheit liebten. Berlin aber ist eine junge Stadt, obgleich sie bereits 1237 in Urkunden erwähnt wird. Man muß das Leben, das daseinsfrohe Leben lieben und an die Zukunft glauben, um Interesse an einer jugendlichen Stadt haben zu können. Das ist nicht jedermanns Sache und nicht zu allen Zeiten. Das ungeheure Riesenrad Berlin schleudert die ab, die seinem gewaltigen Arbeitsrhythmus nicht gewachsen sind, die den breiten und starken Lebensstrom, der seine Millionen gleichmäßig in

Bewegung setzt, nicht aushalten. Deren gab es viele vor und nach dem Weltkriege. Und sie konnten gewichtige und wahre Gründe gegen die mehr und mehr das Gesamtleben Deutschlands beeinflussende Reichshauptstadt anführen und es mit wahrer Sorge im Herzen für das Vaterland tun.

So erlebten wir, viel umhergetrieben, viele Leiden erduldend, Berlin und gewannen es lieb. Sahen wir doch das nie aufhörende Greifen der Stadt nach dem Neuen, sahen wir doch in ihren Irrungen, in ihren Erfolgen Zeichen der Jugend. Wir besinnen uns auf eine Rundfahrt, die wir durch ihre Neusiedlungen machten. Diese sind über ein ungeheures Gebiet ausgebreitet. Wohl gilt noch jetzt, was seit Schlüter für Berlin gegolten hat, daß die Stadt von auswärts ihre Künstler wie ihre Menschen hat holen müssen. Auswärtige Menschen waren es, die an der Größe der Aufgabe ihre Phantasie entzündet haben. Die Berliner selbst stecken zu tief in Arbeit. Diese Rundfahrt zeigte die Kühnheit und Schönheit der neuen Industrie- und Geschäftsbauten, die Phantasiefülle und den Reiz der Wohnbauten, die fast alle an der Peripherie entstanden waren. Damals sahen wir voller Interesse und Hoffnung, daß aus Berlin doch noch eine, wenn auch nicht überall schöne, so doch aufgelokkerte, sinnvoll angelegte Stadt werde entstehen können. Daß es im Innern der Stadt besser würde, das, dachten wir, würden wohl erst übernächste und spätere Generationen erleben. Wir würden wohl nur die Entleerung der Innenstadt sich vollenden sehen. Dennoch liebten wir Berlin, freuten uns, Bürger dieser Stadt des unbändigen Lebensdranges zu sein, nahmen lebhaften und liebevollen Anteil an allen Verbesserungen, und wir zogen selbst hinaus in eine Künstlerkolonie am westlichen Rande der Stadt — Nutznießer bereits dieses unablässigen Ringens Berlins um die Probleme der neuen Zeit.

Da kam der neue Krieg. Aus der Luft kam die entsetzliche Zerstörung dessen, was von Millionen Menschen geschaffen und was ihr Glück, ihr Streben und ihre Hoffnung war. Wir erlebten das alles, und unsere Liebe zu Berlin schlug auf in hellen Flammen. Wieder zeigte Berlin seine innersten Eigenschaften, diese Eigenschaften, an deren Nochvorhandensein in den fetten Zeiten des Friedens öfter zu zweifeln Veranlassung war. Aber auch das hatte so sein müssen! Dieses rastlose Phänomen, das Berlin ist, kann Saturniertheit nicht vertragen. Sie steht ihm nicht zu Gesicht. Berliner Pflanzen vertragen keinen fetten Lehmboden. Auf einer Sanddüne der Eiszeit ist Berlin gebaut; dieser Boden bekommt ihm.

Nur durch den harten Zwang von Gefahr und Not sind die fremdartigen Elemente, die Berlin ausmachen, verschmolzen worden. Nur in Gefahr und Not zeigt der Berliner ganz seine Eigenschaften: seine Widerstandskraft, seine Zähigkeit, seine im Daseinskampf erprobte Härte, seine praktische Art, das Nötige zu tun, seine Findigkeit, seine Tüchtigkeit, wenn sie sich bisher auch nur im Profanen gezeigt hat, die aber nie nachgelassen hat; sein märkisch-preußisches Wollen, welches der Wille zum Staat ist — sein mußte durch alle Jahrhunderte, weil es ohne diesen Willen mehr als einmal verloren gewesen wäre. Zwar unter ungeheurem Schwadronieren; zwar unter einem Feuerwerk mehr oder weniger schnoddriger Witze; zwar selten nur in schöner Form hat die Stadt an der Spree die Weisheit des Satzes von Friedrich Ratzel bewiesen: „Der vollkommenste Staat der Menschen ist derjenige, dessen Bürger ihre Selbständigkeit am freiesten im Dienste des Staates ausbilden."

Deshalb lieben wir Berlin. Dieses sein geschildertes Wesen ist das konservative Grundelement, das Karl Scheffler vermißt hat, und das bei allem Kommen und Gehen, bei aller Veränderung, Zerstörung und jedem Wiederaufbau den ewigen Kampf des Lichts gegen die Finsternis zeigt. Wie Berlin diesen Kampf, der das Leben ist, tapfer durchficht, das läßt uns Berlin lieben.

DIE POSTMEISTERIN

VON HEDWIG NEUMEISTER

Das zweitletzte Haus im Dorf — dort, wo die Dorfstraße schon wieder weich in die Wiesen verschwimmt — ist die Post. Kein rotleuchtender Arm mit der Aufschrift „Post“ weist darauf hin, knapp lugt aus dem Gebüsch das weiße Schild mit dem rot eingeschriebenen Kreis, das die öffentliche Fernsprechgelegenheit verkündet. Auch ist die seitliche Tür, die ins Haus hineinführt, verschlossen: die Post ist geschlossen. Ihre Schalterstunden sind morgens von acht bis zehn Uhr, aber das heißt nicht, daß wer um die Mittagszeit oder am Nachmittag oder abends nach dem Abendessen noch ein Paket oder einen eingeschriebenen Brief aufgeben oder wer telefonieren will, unverrichteter Sache wieder nach Hause gehen muß. Denn das Haus hat außer dem seitlichen Eingang noch einen Eingang im Rücken, und dies eigentlich scheint der Haupteingang zu sein; mindestens ist es der am meisten begangene. Der Weg dorthin führt um einen großen Waschkessel voll Kinderwäsche herum, am Waschfaß steht eine junge Frau und schrubbt Drillichzeug, neben ihr blinzelt unter dem Verdeck seines Wagens etwas Winziges in die Sonne; dies ist Ingrid, das weiß das ganze Dorf. Keiner, der zur Post will, unterläßt es, einmal unter das Verdeck zu schauen, den Zeigefinger hinzuhalten, um die festhaltende Kraft der kleinen Fäuste zu erproben und etwas Lobendes über Ingrids Fortschritte zu sagen.

Nur wer durch ein Gespräch von auswärts ans Telefon gerufen wird, muß solche Begrüßung natürlich zunächst unterlassen. Dafür hat er vielleicht hinterher Zeit, eine Viertelstunde bei Ingrids Mutter in der Küche neben dem Telefon zu sitzen. Ob der Mann denn nun geschrieben habe, wann er auf Urlaub komme — daß es bei dem eigenen Mann leider noch lange hin bis zum Urlaub sei: das ist das fast regelmäßig wiederkehrende Gerippe des Gesprächs. Später, beim Abschied, verspricht die Posthalterin noch einmal, was sie vorhin schon versprach: wenn morgen wieder angerufen werde, wann das Fuhrwerk zu schicken sei, werde sie die Bestellung annehmen und der Gastwirtin (die auch ein Fuhrwerk hat) weitergeben — diese braucht dann nicht eigens vom Feld an das Telefon gerufen zu werden. Später — sie hat bei dem Gespräch mit der Gastwirtin weiter gespült —, nachdem die Küche aufgeräumt ist, zieht sie sich an und geht ins Dorf. Vorher hat sie auch ihre kleine Ingrid frisch angezogen, Windeln, Höschen und Jäckchen, obwohl diese noch kaum schmutzig sind, fliegen in die Wäsche: es wird ohnehin für die zwei Kinder einen um den anderen Tag gewaschen; Sauberkeit, die einmal im Dorf als Luxus galt, ist längst eine Selbstverständlichkeit. So, mit dem frischen Baby, sie selbst in weißer Bluse und blauweiß gemustertem Dirndlrock, geht sie die paar Schritte bis zum Bäcker; aus den Hauseingängen wird sie gegrüßt und grüßt zurück, die Posthalterin kennt natürlich jeder. Die Bäckerei ist geschlossen, aber auch hier gibt es einen Eingang von hinten her in die Backstube; dort steht die Bäckerin mit dem Gesellen und formt runde Laibe Brot, auch ihr Mann ist im Feld. Sie geht sogleich mit in den Laden und verkauft, was verlangt wird; dann tut sie der Posthalterin in den Beutel zu dem Brot noch ihr Einzahlungsbuch und einige hundert Mark an Geld, die sie wegschicken will. Die Rubriken sind noch nicht ausgefüllt, die Posthalterin verspricht, es zu besorgen; ja, auch am Abend, wenn die Bäckerin noch ein Paket mit Brot bringen will, ist sie da, nur später als neun möge sie nicht kommen. Denn morgen ist Posttag, und dafür muß noch alles fertiggemacht und vorbereitet werden.

Seit kurzem kommt die Post nur noch dreimal in der Woche in das sehr entlegene Dorf, die Autobusverbindung ist seit langem weggefallen, nur eine endlos trödelnde Kleinbahn fährt noch zweimal am Tage aus der Kreisstadt unten herauf und zurück; die Post kommt mit dem Pferdefuhrwerk. Man könnte denken, daß dies

eine Entlastung für die junge Frau — sie heißt Kätchen, und im Dorf natürlich das Post-Kätchen — sei, daß die Post jetzt nur noch so selten kommt, denn an den anderen Tagen hat sie doch, wenn ihr Schalterdienst von acht bis zehn Uhr vorbei ist, „frei". So ist es aber nicht. Denn, abgesehen von denen, die mit Briefen, Paketen und Telefongesprächen außerhalb der Poststunden kommen und die man nicht gut abweisen kann, da, wenn Mann und Frau und der Mann der Schwester aus dem gleichen Dorf stammen, so gut wie alles Verwandtschaft ist — abgesehen davon erfordert auch die stoßweise Sichtung und Sammlung und Verteilung der Post mehr Arbeit als früher die täglich wiederkehrenden Geschäfte. Am Posttag ist die seitliche Haustür, die zum eigentlichen Postzimmer führt, auf; dann steht der ganze Flur bis hinaus in den Vorgarten voll Menschen, das Kätchen muß ihr Postzimmer abschließen, sonst würde es ihr gestürmt. Nichts ist natürlicher als daß die Frauen und Mütter und Mädchen, die auf Briefe von ihren Soldaten warten, nicht zu Hause bleiben, bis die Briefträgerin — das ist dasselbe Kätchen — kommt. Aber für sie ist diese Art von Verteilung, wenngleich sie ihr Wege erspart, nicht leicht. Der Tischler hat ihr versprochen, sobald einmal Zeit ist, an der Tür zum Postzimmer das Mittelstück herauszunehmen und ein Schiebefenster einzusetzen, so daß ein wirklicher Schalter entsteht; vor den rückt sie dann ihren Arbeitstisch und hat doch ein wenig Distanz zum Publikum. Außer dem Arbeitstisch steht im Postzimmer ein Doppelbett, ein Waschtisch, ein Kinderwagen: das sind die Möbel von Marthchen, der Schwester der Posthalterin, sie hat sich hier eingerichtet. Sie war es, die vorhin draußen am Waschfaß im Garten das Drillichzeug ihres Mannes wusch, die Kinderwäsche von ihrem eigenen Jungen, Günther, hängt schon, neben Ingrids kleinen Sachen, draußen auf der Wiese; als Kätchen von ihrem Gang zum Bäcker zurückkommt, ist die Wäsche fertig, und Marthchen schüttet gerade das letzte Spülwasser aus.

So gut — Hilfe zugleich und Gesellschaft an ihrer Schwester — hatte das Kätchen es nicht immer. Zwar der Anfang vom Krieg erscheint einem ja heute fast wie tiefster Frieden: Einquartierung kam, Kradschützen zuerst, dann Panzer, mit allen waren die beiden Mädchen, damals noch unverheiratet, vergnügt. Zwar, Marthchen war damals noch in Köln auf der Post in der Fernsprechvermittlung, aber Sonntags kam sie hierauf. Da lebte die Tante noch, die Mutter war schon einige Jahre tot. Als die Mutter starb, waren die Mädchen dreiundzwanzig und vierundzwanzig Jahre alt; sie hatte immer zum Heiraten zugeredet, daß sie so unversorgt zurückbleiben sollten, machte ihr Kummer, aber keins der beiden konnte sich entschließen. Dann kamen die harten Winter, es fror und schneite bis tief in den März; das Auto, das bisher die Post gebracht hatte, fuhr nur noch bis in das größere Nachbardorf: von dort mußte Kätchen jeden Tag in Wind und Wetter die Post holen, zwei Kilometer hin und zwei Kilometer zurück. Wenn sie nach Hause kam, war sie oft so müde und durchfroren, daß sie sich, trotz ihres Hungers, nur eine Tasse Tee machte und ins Bett kroch. Sie war zu müde zum Kochen. Denn in diesem Winter starb auch die Tante, und Kätchen war ganz allein. Sie war nicht verlassen, gewiß, der Bruder der Mutter, Onkel Jupp, der nebenan wohnte, war immer mit Rat und Hilfe für sie da. Aber viele Stunden am Tag war sie doch ganz allein. Sie begann manchmal, mit sich selbst zu reden und fand sich ganz wunderlich. Die Schwester kam auch nur noch selten herauf, sie hatte viel Dienst. Im Frühjahr 1942 fiel in Rußland ihr einziger Bruder. Das war eine schlimme Zeit. Und im Laufe des Jahres, das nun folgte, gaben beide Schwestern ihre Vorbehalte gegen das Heiraten auf; alte Freundschaften, noch aus der Dorfschule, verdichteten sich, als die Männer eingezogen wurden, unversehens zur Ehe: im Januar heiratete Marthchen, Pfingsten das Kätchen. Kätchen, die früher bei den Nonnen ein wenig schneidern gelernt hatte, nähte für beide die hübschen, langfließenden, weißen Hochzeitskleider; der

Anteil, den das Dorf an ihrer Hochzeit nahm, war groß.
Tante und Bruder starben, Kinder wurden geboren, bei Marthchen der Junge, bei Kätchen das kleine Mädel — aber die Post blieb. Gleich zwar, war einer im Dorf bei der Hand, der, als die Kunde von Kätchens Verlobung aufkam, die Post übertragen bekommen wollte. Aber der Chef in der Kreisstadt, der das Mädchen schätzte, rief an und fragte, wie es damit wäre. Natürlich, antwortete die Posthalterin am Ende der Leitung im Dorf, heiraten werde sie ja wohl einmal, aber die Post werde sie doch nicht aufgeben. Und dabei blieb es, der Chef war nur froh darum. Und dann, kurz bevor ihr Junge geboren wurde, kam auch Marthchen aus der Stadt ins Dorf zurück. Die Schwestern verstehen sich gut. Sie teilen sich in die Post und die Hausarbeit und die Kinder. Seitdem die Schwägerin, die Frau des gefallenen Bruders, ausgezahlt wurde, gehört ihnen auch das Haus, in dem die Post ist, allein, die Äcker und das bare Geld, das sie erbten. Sie sind nicht reich; den Eltern des Bauernsohnes, den Kätchen als junges Mädel liebte, war es nicht genug, was sie hatte. Aber was sie besitzen, ist solid und gesund wie sie selbst. Sie haben immer gearbeitet, das mußten sie auch, der Vater fiel im Weltkrieg, die Mutter blieb mit der kleinen Rente und drei Kindern zurück. Deshalb gab man ihr später die Post. Die besorgte sie mit dem Bruder, der etwas älter als die Mädchen war, und mit Kätchen zusammen; Kätchen nähte außerdem im Dorf. Heute, wo die Postarbeit sich verdoppelt, vielleicht verdreifacht hat, macht Kätchen, zusammen mit ihrer Schwester, die Arbeit allein. Die Dienststunden, die da zwischen Küche, Wäsche und Kindern abgeleistet werden, „sieht“ man nicht, aber die Frauen wissen am Abend, was sie getan haben. Auch die Väter der beiden Männer sind im Weltkrieg gefallen, keins der Kinder Günther und Ingrid wird einen Großvater kennen. Nun haben sie, seit der Bruder fiel, keine innigere Hoffnung als die, daß ihre eigenen Männer gesund zurückkommen. Inzwischen machen sie, eine besondere Art zuverlässiger weiblicher Lebensgemeinschaft, wie sie dieser Krieg und der vergangene — manchmal generationsgleich, wie diese, manchmal durch drei Generationen abwärts, Großmutter, Mutter und Tochter — gezeitigt hat, ihre Arbeit für die Post. Seit einiger Zeit heißt es, daß diese Poststelle im Dorf, eine Poststelle 2, zu einer Poststelle 1 erhoben werden soll. Dann muß die Posthalterin selbständig Einzahlungen und Auszahlungen, Briefmarken und Paketgebühren, die sie bisher einzeln an die nächste Poststelle 1 weitergab, miteinander verrechnen; das bringt mehr Verantwortung und mehr Arbeit mit sich, auch eine Gehaltserhöhung, aber das rechnet man ja heute nicht so sehr. Kätchen ist ganz froh, daß diese Änderung noch einmal hinausgeschoben wurde, da die Kinder noch gar so klein sind. Aber es freut sie doch auch, daß man ihr diese größere Aufgabe anvertrauen will, und wenn sie kommt, wird sie sie übernehmen.



K. St.



Aus dem Skizzenbuch Karl Staudingers. Einfälle und Visionen

DAS DICHTERWORT

VON HANS PFEIFFER

In einem Lazarettzimmer liegen ein paar Mann zusammen. Die lange Leidens- und Lebensgemeinschaft öffnet ihnen allmählich die Herzen, und bald der eine, bald der andere stellt Fragen, die er sich selbst nicht zu beantworten vermag. Dann sucht ihm vielleicht ein anderer zu helfen, und seine Entgegnung ist oft nur eine neue Frage. Aber die Fäden spinnen sich hin und her, und unversehens wird das entstehende Gewebe durch die innere Anteilnahme der kleinen Gemeinschaft als Ganzes ein Bild dessen, was uns alle heute vielfach noch ungestaltet in unserem Innern nach Ausdruck ringend beschäftigt. „Was du bloß immer liest?" Franz, der Pionier, in Friedenszeiten Elektriker, ist unwillig und langweilt sich als Mann des praktischen Lebens, wenn er keinen Skatpartner findet.

Richard, der Angeredete, ist von Beruf Architekt und am liebsten mit einem Buch allein. „Ich lese gar nicht, ich benütze die erzwungene Mußezeit und lerne wieder einmal ein Gedicht auswendig."

„Du lernst Gedichte auswendig!?" Franz verschlägt es etwas die Stimme vor Staunen, ein ausgewachsener Mann lernt Gedichte auswendig! „Du bist doch kein Schuljunge mehr. Ein wahres Glück, daß wir das wenigstens hinter uns haben!"

„Es ist aber schade, Franz, wenn man so früh mit Lernen außhört. Das Leben ist so reich an Neuem und Schönem."

„An Schönem! Du weißt, ich bin mehr für das Praktische."

„Aber das Schöne und das Praktische ist doch kein Gegensatz; man kann doch das eine wie das andere pflegen."

„Für mich ist das Schöne etwas für reiche Leute, die überflüssige Zeit haben. Ich brauche meinen Verstand, um Geld zu verdienen, und ich glaube, wenn der verdammte Krieg nicht gekommen wäre, hätte ich es schon ganz schön vorwärtsgebracht."

„Weil du aber jetzt ausgebombt bist, schimpfst du auf Gott und die Welt, spielst mit dem Schicksal beleidigte Leberwurst und kannst mit deinem ganzen Verstand nicht begreifen, warum gerade dir so ein Unglück passieren muß."

„Kannst du mir das vielleicht erklären, dann fange ich auch noch das Auswendiglernen an."

„Erklären kann ich dir dein Schicksal ebensowenig wie du selbst, weil man mit Erklären und Verstehenwollen, überhaupt mit allen Mitteln unseres Menschenverstandes bloß das Endliche, aber nicht das Unendliche erfassen kann."

„Das ist mir zu hoch; ich bin kein so gelehrter Philosoph."

„Stell dir vor, du stehst in deiner Werkstatt, hast eine Zange in der Hand, dann kannst du damit ein Stück Draht oder Eisen fassen, aber die Zeit z. B., wenn der Tag einmal vor lauter Arbeit viel zu kurz ist, die kannst du mit der Zange eben nicht festhalten."

„Das ist doch selbstverständlich!"

„Also müßte es dir auch einleuchtend sein, daß du mit deiner Verstandeszange dein Schicksal, was auch etwas Unfaßbares ist, nicht erfassen kannst. Das geht, wie der Volksmund sagt, über unseren Verstand."

„Und was nützt dich dann dein Auswendiglernen?"

„Es füllt mir im Alltag manche sonst unnütze Minute aus: du mußt irgendwo warten und, statt ungeduldig zu werden, holst du einen deiner Verse hervor und vergißt einen Augenblick den ganzen Alltagskrimskrams. Brauche ich aber einen Kameraden in der Not, dann sind meine Helfer auch zur Stelle. Wo du nämlich zu schimpfen anfängst, weil du im Augenblick nicht mehr weiter siehst, gibt mir ein solches Dichterwort Ruhe und Kraft."
„Aber du sagst ja selbst, daß das alles un-

wirklich ist, du bildest dir die schönen Dinge doch bloß ein!“

„Einbilden heißt eben nicht, wie früher in der Schule sich tote Worte und Sätze ins Gehirn hämmern, sondern die Bilder, die der Dichter vor sich sah, in sein Inneres aufnehmen. Wozu haben wir dann schließlich unsere Einbildungskraft, die Phantasie, wenn sie uns mit ihren Bildern dem Leben gegenüber nicht mutiger macht und uns gegen all die Sorgen und Nöte hilft, die unsere Selbstsucht uns vorzaubert?“

„Sorgen vorzaubert?! — Wenn ich vor dem Schutthaufen meines Hauses stehe, braucht mir niemand etwas vorzuzaubern. Hin ist hin!“

„Und trotzdem machst du dir etwas vor! Nämlich die Behauptung, daß es gerade dir besonders schlecht ergangen wäre. Das stimmt aber, wenn du ehrlich bist, schon deshalb nicht, weil Hunderttausende das gleiche Los wie du erlitten, wenn nicht noch viel größere Opfer als du gebracht haben.“

„Aber ich verstehe eben nicht, warum —“

„Warum, warum! Solang dein ganzes Denken einzig und allein um dein liebes Ich kreist, ist alles, was dir nicht angenehm ist und paßt, unverständlich, weil du es ganz einfach nicht verstehen willst.“

„Ist dagegen vielleicht Gedichte auswendiglernen gut?“

„Jedenfalls führt dich ein Dichter, wie hier der Schwabe Mörike, in eine andere Welt, wenn er sagt:

> Herr, schicke, was du willst,
> ein Liebes oder Leides!
> Ich bin vergnügt, daß beides
> aus deinen Händen quillt.
>
> Wollest mit Freuden
> und wollest mit Leiden
> mich nicht überschütten!
> Doch in der Mitten
> liegt holdes Bescheiden!

„Wie der Pfarrer in der Kirche! Jetzt versteh ich, du meinst fromm sein, sich Asche auf das sündige Haupt streuen. Du glaubst wohl noch an den lieben Gott?“

„An einen lieben Gott nach dem Erlebnis von zwei blutigen Kriegen wohl kaum mehr, eher an einen furchtbaren — jedenfalls an eine Macht, deren Wirken wir mit deinem gepriesenen Verstand weder begreifen noch im geringsten zu beeinflussen vermögen.“

„Und deine Gedichte?“

„Sind nichts anderes als ein Bild dieser Geisteswelt, wie es den Dichtern — wir nennen sie ja deshalb gottbegnadet — in ihren Schöpferstunden zuteil wird.“

„Aber weshalb genügt es dann nicht, wenn ich ein Gedicht lese, wozu es denn auswendig lernen?“

„Weil du dir, sagte ich, um seine lebendige Wirklichkeit zu erfassen, seinen Gehalt wie mit einem Prägestock einbilden mußt. Zum mindesten mußt du es laut lesen; denn durch die Sinne, nicht durch den Verstand geht der Weg ins Herz. Der Takt, die Klangfarbe der Worte ist nicht weniger wichtig als ihr Sinn. Versuch es doch hier einmal mit der Mondnacht von Eichendorff:

> Es war, als hätt' der Himmel
> die Erde still geküßt,
> daß sie im Blütenschimmer
> von ihm nun träumen müßt.
>
> Die Luft ging durch die Felder,
> die Ähren wogten sacht.
> Es rauschten leis die Wälder,
> so sternklar war die Nacht.
>
> Und meine Seele spannte
> weit ihre Flügel aus,
> flog durch die stillen Lande,
> als flöge sie nach Haus.

Lies dir das Gedicht einmal selber vor, und dann sei eine Weile ganz still und horche, ob es nicht wie ein Glockenton in dir nachklingt, der allen Ärger und alle Sorgen zum Schweigen bringt.“

Franz liest das Gedicht und verstummt eine Weile, dann wiederholt er den letzten Vers:

> Und meine Seele spannte
> weit ihre Flügel aus,
> flog durch die stillen Lande,
> als flöge sie nach Haus.

„Wie ein wehleidiger kleiner Junge komme ich mir vor, der Heimweh hat. Aber es

ist schön, so habe ich noch nie darüber nachgedacht."

„Und wenn du nun ein paar solche Gedichte auswendig lernst, sie dir von Tag zu Tag mehr zu eigen machst, dann trägst du sie immer bei dir. Auf der Landstraße, im Bunker, auch hier im Lazarett und kannst dir ihre Gestalten jederzeit beschwören. Im dreckigsten Russendorf ist dann ein Stück Heimat, ein Stück Deutschland bei dir."

„So etwas haben die Bolschewisten allerdings nicht."

„Deshalb kämpfen wir ja dafür, daß all das Schöne, was unsere Kultur geschaffen hat, nicht zerstört wird, sondern uns und unseren Kindeskindern erhalten bleibt. Ich glaube, du hast heute auch einen neuen Begriff von seiner Bedeutung gewonnen."

„Und um davon zu hören, muß man bald dreißig Jahre alt werden."

„Vielleicht hättest du nie davon gehört, Franz, wäre der Krieg nicht gekommen und hätte dir durch das Opfer, das du wie wir alle bringen mußtest, das Herz auch für so ‚nutzlose' Dinge aufgeschlossen."



Landsknechte *Zeichnung von K. St.*

Kindliches Sternlied

Ich weiß so gar nichts von den Sternen,
die jede Nacht am Himmel stehn,
von denen wir das Beten lernen,
wenn durch die großen, dunklen Fernen
die Sagen und die Märchen gehn.

Ich weiß nur, daß ihr stiller Reigen
mein Herz mit Frömmigkeit erfüllt,
nachts, wenn die Engel niedersteigen
und mich ein wundersames Schweigen
in nie geschaute Träume hüllt.

Letztes Liebeslied

Ich hing in einem Rosenbusch,
ihr Freunde, lacht nicht mein!
Im Dorngerank riß ich mich wund,
Balsam war seiner Blüten Schein.

Die Knospe, die mich lockte, war
die erste in dem frühen Jahr,
sehnsüchtig griff nach ihr die Hand,
und jäh der Busch in Flammen stand,
im Rosenbrand.

Umfangen war ich ganz und gar
von Glut und Lust und Herzenspein.
Fiel jüngst nicht Schnee? Fiel in mein Haar,
Ihr Freunde, lacht nicht mein!

Die Liebesrose ward entrückt
ins Sterngebilde über mir,
Dort blüht sie selig, mir wie dir.
Und nur im Traum wird sie gepflückt.

Wir warten auf das Schwesterchen

VON EDITH MEYER

I.

„Sag mal, Kindlein, verpimpelst du dich auch nicht?“ Rupert stand vor mir auf dem Wäschetrockenplatz und riß vor Besorgnis das Gesicht so weit auseinander, daß man ganz tief in die drolligen, runden Nasenlöcher hineinsehen konnte.

Ich hatte ihn herausgerufen, damit er mir helfen sollte, den vollen Wäschekorb hineinzutragen. Und es stand gar nicht in Frage, daß er das nicht etwa gern und willig täte. Er hatte nur ganz ehrliche Besorgnis um meinen Charakter.

Rupert nennt mich „Kindlein“ und ist sehr besorgt um mich. Seit die ersten Ahnungen künftiger Männlichkeit seine vierzehn Jahre streifen und ihn schwer, nachdenklich und verantwortlich machen, macht er sich Sorgen um mich.

Ich bin ihm nicht stark genug und nicht energisch genug, und vor allen Dingen viel zu unbeschwert und gar nicht gerecht. Er weist mir jedesmal nach, wenn ich mich in Zeit und Zusammenhang irre, er rechnet mir jede Ungerechtigkeit vor. Besonders wenn er darüber seufzen muß, daß ich ihn rettungslos verziehe. Und daß es ihm deshalb später „sicher“ mal sehr schwerfallen wird im Leben, wenn ich erst tot bin und er allein bleiben muß.

Vorläufig allerdings bricht durch solche Ermahnungen immer noch das Glück des sorglosen, über alle Grenzen geliebten und umhegten Kindes bei ihm durch, und er liebt mich sehr. Obgleich er mir immer wieder Vorwürfe machen muß.

Vorläufig bin ich noch ganz und gar sein, und wenn er auch über Fehler sehr seufzen muß, so geschieht doch all diese Ungerechtigkeit, Inkonsequenz und Unvorhergesehenheit dicht um ihn herum, und oft unmittelbar zu seinem Schutz und Spaß und zu seinem, wenn auch uneingestandenen, beglückten Ergötzen.

Er gibt sich diesem kindlich-unbedenklichen Sichhütenlassen auch mit einem hellen Entzücken hin, das schon von der Ahnung gestreift ist, daß das alles einmal aufhören wird, und von dieser Vorahnung seltsam vertieft und schwer wird. Der Tonfall seiner Standpauken mutet mich jetzt bereits gelegentlich an wie ferne, männlich formende, fordernde Liebe. Die später andere Wege gehen wird, fern von mir.

Und ich fühle seine ungestüme Jungensliebe, die mich noch mitzureißen versucht, in eine weitere Lebenszeit hinein, in die ich wohl nicht mehr hineingehöre, die jetzt schon im Aufbruch in ihm ist. Schon jetzt beginnt sie ihm um die Brauen zu leuchten, während seine warm-tapsigen Jungenshände noch ganz kindlich und verspielt in meine Bewegungen hineingreifen.

Ich bin wirklich ganz ernsthaft bemüht, mich zu bessern und ein wenig so zu werden, wie er mich ganz und gar haben möchte. Es ist eins unserer ernsthaftesten und zärtlichsten Spiele, daß er sich um mich sorgt, als könne er mich ein Leben lang behalten. Freilich, sehr weit komme ich immer nicht mit meinen Besserungen. Er verlangt so strenge Sachen von mir, wie sie sich Jungenskameraden untereinander abfordern. Ich habe ihn auch viel zu lieb, um sachlich mit ihm umzugehen. Schließlich bin ich seine Mutter: mögen die anderen gerecht und streng mit ihm sein!

Wir haben uns auch immer wieder mal zwischendurch dahin geeinigt, daß ich diese strengen Jungsforderungen schließlich nicht zu erfüllen brauche. Daß ich zum Lieben und Geliebtwerden, zum Sorgen und Trösten und Streicheln und „Ernsthaftreden“ da bin, und dieses alles gar nicht etwa überhaupt und für alle anderen Menschen, sondern einzig und allein für ihn und die Schwester.

So stehen wir miteinander. Und deshalb frage ich jetzt auch ganz ernsthaft und ein bißchen unsicher:

„Verpimpeln? Ja, wieso denn, Junge?"

„Na, früher hast du doch viel vollere Körbe hineingeschleppt, ohne erst groß um Hilfe zu schreien!" Und weil das nun doch ein bißchen zu großartig herausgekommen war, fügt er jetzt, rasch wiedergutmachend, hinzu:

„Ich helfe dir ja so furchtbar gerne, Kindlein. Bloß wenn ich erst groß bin: was willst du dann machen, wenn ich dich jetzt so verpimpeln lasse? Dann mußt du doch einfach alles alleine können."
Ich wage nicht, ihn daran zu erinnern, daß ja der Vater auch noch da ist. Denn das hört er nicht gern in solch einem Augenblick. Er möchte der einzige sein für mich. Und außerdem findet er, der Vater behandle mich nicht ganz richtig. Er „erlaube" einfach alles. Er freue sich bloß an mir, aber er sorge nicht ordentlich für mich, meint Rupert. Noch nie hat er mich ermahnt, noch nie hat er mir ins Gewissen geredet. Und davon werde ich auch so unbekümmert, und dann hat Rupert die ganze Sorge mit mir.

So versichere ich ihm: ich würde es schon bestimmt alleine können, wenn ich müßte. — Und das traut er mir auch ohne weiteres zu. Aber das ist es ja gerade, was ihn so bedenklich macht:

„Du schonst dich jetzt immerzu und überall. Und bist doch gar nicht krank, das sieht man ja. Du bist eigentlich noch gesunder und froher als sonst. Du leuchtest nur so", sagt er vorwurfsvoll und nachdenklich.

So daß ich erschrecke: „jetzt immerzu" — und das hat er bemerkt und sorgt sich darum. Und daß ich leuchte von neuem Glück — sieht man denn das schon?

„Ich bin auch nicht krank, Junge", sage ich langsam. Sein Gesicht wird ganz großflächig und bereit, so daß ich einfach weitersprechen muß:

„Ich trag' ein Kind, du. Wir werden ein Geschwisterchen haben, im nächsten Sommer."

„Ach so. Ja dann", sagt er ganz gesammelt und verschließend. Und schleppt den schweren Korb mit beiden Händen vor mir her ins Haus.

Rupert ist still, verschlossen und betont genau so wie sonst, in den nächsten Tagen. Geht seinen Beschäftigungen nach, als ob gar nichts wäre, und fragt nur einmal nebenher, im Vorübergehen gewissermaßen:

„Weiß es denn Hadwig schon?"

„Ich weiß nicht, Junge", sage ich nachdenklich. „Vielleicht."

„Hast du es ihr gesagt?" (Das klang wie leise Eifersucht.)

„Nein, Rupert. Sie hat mich nicht gefragt. Vielleicht weiß sie es nicht. Sie ist ja noch klein. Aber vielleicht spürt sie es doch, sie ist ja ein Mädchen."

„Vielleicht. Sie wird ja auch einmal eine Mutter, wenn sie groß ist."

Die kleine Schwester erscheint ihm in einem neuen Licht, was seinen Mund mit einer leisen Zärtlichkeit umspielt. Aber er selbst sich auch. Er reckt sich in die Breite in den Schultern, ehe er weiterläuft; sein Schritt greift weiter aus, und seine Stimme wird um einen Schatten dunkler.

So wurde plötzlich, was bisher unser eheliches Geheimnis gewesen war, gewußte Tatsache und war sonderbar dadurch verändert. Das Verschwebende, Unwirkliche, Zeitlose, das ihm anhaftete aus jener zeitlos hoch über das Leben emporgehobenen Stunde, hatte sich gewandelt. Es war nun eine Tatsache geworden. Angelegenheit von uns vier Menschen, die wir zusammen auf das Kindlein warteten, nicht mehr verschwebende, geheime Bindung und Erfülltheit zwischen zweien. Es wurde aussprechbar, sank zurück auf die Erde, wurde konkret und zeitgebunden, bekam Ablauf, Ziel und Ende.

Es war durch die zarten, ganz und gar aufnahmebereiten Worte dieses Jungen jetzt schon ein wenig in die Welt hineingestellt, mußte schon jetzt ein wenig hergegeben werden. Von nun an würde ich es immer wieder und immer mehr hergeben müssen. Das hatte begonnen mit der zarten, besorgten, aber dennoch bereits besitzergreifenden Frage des Jungen.

Der ja auch einmal so in mir geruht hatte und herausgegeben worden war und jetzt seine eigenen, verschlossenen und verhaltenen Jungenswege ging, die sich immer mehr von mir entfernten. Der sich jetzt, an diesem, was mir tief und allein geschah, neu und bewußter hineinleben würde in die Welt, in der er zuletzt allein übrigbleiben würde, einsam und verantwortlich stehen würde als Mann. Als Zeugender und Vater nach uns.

Unter dem nachdenklich gerafften Wesen des Jungen bekam das, was unser verschwiegenes, noch unwirkliches Allereigenstes gewesen war, die Wucht und Schwere des unabänderlichen, blutsgewollten, schicksalsgegebenen Ablaufs des Lebens durch die Geschlechterreihe, bekam etwas von der Herbheit und Unabänderlichkeit von Saat und Ernte, Tod und steter Wiederkehr.

Es war ganz wunderbar zu spüren, wie der Junge schweigend bedachte, was geschah. Wie er mit keinem Blick, keiner Gebärde abwich von seinem konzentrierten Darandenken, während er sich doch den Anschein gab, als spiele, lerne, täte er wie sonst.

Erst als er ganz mit sich im klaren war, fragte er wieder. Aber dazwischen war er bei den Hirschen draußen gewesen.

II.

Es waren stille, warme Nächte, mit denen der September endete und der Oktober begann. Still und warm und unbewegt, voll milder Dunkelheit, die erst ein später Mond erhellte. Als stände die Zeit stille, als sei nun alles erfüllt und aufgehoben. Als sei die Reife, die aus jedem Halm und jedem Baum aufduftete, das Ziel aller Zeit gewesen. Als könne nun nichts mehr geschehen. So mild und umfassend war die Nacht, daß ich gar nicht ängstlich werden konnte, als ich merkte, daß der Junge nicht zu Hause war. Er war noch nie nach dem Nachtessen fortgelaufen. Wenn man an seine fürsorgliche Art dachte, war es schon seltsam, daß er fortgegangen war, ohne uns ein Wort zu sagen. Und weil er jetzt draußen war, irgendwo in der Nacht allein mit einer Sache die ihm so wichtig war, daß er alle Rücksicht darüber vergaß, so mochte ich auch nicht im Zimmer auf ihn warten. Es war so schön unter den Bäumen vorm Haus. Die Wärme des Tages flirrte wie schwache Entladung aus dem dunklen Boden, die Wiese stand voll Nebel wie ein See, aus dem die Baumgruppe bedeutsam und mit eigener lebendiger Wärme dastand und aussah, als hebe sie ein ernstes, liebes Gesicht zu mir herüber.

Zu mir, die ich eingeschlossen war in das gesegnete Reifen der Erde.

Das leise Bodengewitter und fallende Sterne aus dem dunklen Himmel, die kühle Luft an den Wangen, und die silbrigen Bäume am Weg, ein kleines schwirrendes Vogelgeräusch und der Ruf der Hirsche in der Ferne — das alles verdichtete sich zu einer verträumten Schwere in mir, die fast mehr ein gesteigerter Schlaf war als ein wartendes Wachen. Als Rupert gegen Morgen kam, war die Mondsichel inzwischen hochgestiegen, und die Nacht war hell und kühl geworden, aber immer noch voll Leben und Geräusche, voll Wärme, Aufgetansein und Reifen. Ich sah ihn schon von weit her kommen. Wie ein Waldtier bewegte er sich, so sicher und zugehörig zu dem allen. Vielleicht wachte ich auch auf, aber es war mehr, als wendete ich meine ruhende ausgebreitete Aufmerksamkeit nur dem Kinde zu, das da aus der Nacht nach Hause kam.

„Du, Mutter?“ fragte er, kaum erstaunt, und wendete mir lächelnd sein Gesicht zu. Das so groß und klar war und wie ausgelöscht von großem Gestilltsein.

Er setzte sich neben mich auf die Bank vorm Haus, rückte in die Wärme meines Körpers und sagte erst nach einer langen Weile:

„Ich war bei den Hirschen draußen auf der großen Waldwiese. Sehr schön war das. Fünf Gruppen hab’ ich sehen können, aber man sieht sie nicht genau. Die ganze Wiese ist voll Nebel und Sternenlicht, und die Hirsche ziehen drüber hin wie dunkle Flecke. So langsam und gleichmäßig gehen sie, als bewegten sie nicht die Beine, als wären sie gar nicht Tiere, die sich bewegen können, wie sie wollen, sondern als flössen sie auf einem weiten Strom. Der durch

alles hindurchfließt, wie die Luft und das Leben. Auch durch mich, wie ich da lag und zu ihnen hinübersah. Es war alles eins und nirgends eine Grenze. Die Hirschkühe waren ganz still, nur eine treibende Bewegung im Nebel. Und die Hirschmänner sangen sich zu. Die ganze Nacht hindurch. Hast du es auch gehört?"

Ich nickte nur.

Und langsam fängt der Junge an, weiterzuerzählen: „So schön ist das; sie stehen da bei ihren Frauen und singen sich zu. Antworten sich, und gehören mit diesem Rufgesang zueinander über den ganzen Wald hin. Weißt du, Mutter", er wendet sich direkt zu mir und schluckt ein wenig, „ich habe Burschen davon reden hören, im Ort unten, daß jetzt nachts die Hirsche „röhren". Sie haben dabei mit den Augen geflackert und so — so unaufrichtige Münder gekriegt beim Lachen. Ich habe einen heißen Schreck gekriegt davor und hab geglaubt —

nun, daß es — daß es unruhig ist, erwachsen und reif zu sein. Häßlich vielleicht, böse — ich weiß nicht. Ich hab mich gefürchtet. Gefürchtet nicht — du weißt ja, nicht?

Und da bin ich dann heute hingegangen, um zu sehen und dabeizusein und zu wissen, wie es ist."

Wie groß und gereift das Jungsgesicht im Mondschein vor sich hinsieht. Er seufzt ganz tief und glücklich:

„Schön ist es, Mutter. Gar nicht bös. Sie stehen da bei ihren Frauen und singen. Es ist ja Herbst. Und sie sind ganz stark und zusammengeballt. Wie Weintrauben oder wie die Nüsse. Sie sind ja auch reif geworden den Sommer über. Und wahrscheinlich ist es ihr Reifsein, all das Sommersonneglück, das sie noch im Blut tragen, daß sie sich so stark fühlen, so daß sie einfach singen müssen. Sie werden dann auch einmal ihren Frauen den Samen geben, wenn sie sich genug an ihrer Kraft gefreut haben, denk ich. Sicher tun sie das ebenso einfach und gut und — so, wie sie eben selber sind..."

Erst, als die Stimme in die Nacht hinein verklang, merkte ich, wie seltsam der Junge gesprochen hatte: wie angerührt von weit her mit einer offenen Stimme, in der ein tiefes Freuen, eine große getroste Lebensbereitschaft war.

Als wir zum Haus gingen, schob er seine Jungenhand in meinen Arm. Und da wir gerade oben unterm Giebel das Aufstehenslicht der Schwester sahen, lächelten wir uns an. Und an der Treppe küßte er mich plötzlich mitten auf den Mund und sagte:

„Dank, Mutter. Dank für das Leben."

III.

Als wir das nächste Mal von dem Kindlein sprachen, war Hadwig dabei. Die hörte wohl zum erstenmal bewußt davon. Und bekam da plötzlich die Erklärung für die neue Innigkeit, in die sie sich hineingespielt hatte in den vergangenen Wochen. Es ist schön zu erleben, wie feinfühlig wohlgeratene Kinder sind. Wie sie jede Regung aufgreifen, die durch uns geht, wie genau sie jede Schwankung, jeden Stimmungswechsel merken und beachten, auch wenn sie nicht begreifen, um was es geht. Und wie sie dann plötzlich, in dem Augenblick, wo ihnen die Erklärung kommt, sich ganz genau erinnern können, mit allen Einzelheiten und Schattierungen wissen, wie es „damals war".

Hadwig hatte fast genau mit dem Tage der Empfängnis aufgehört, ein „Jungsmädchen" zu sein, wie Rupert sie nannte — mit jenem leisen liebevollen Tadel, der seiner brüderlichen Überlegenheit entsprach. Während er doch gleichzeitig sehr froh war, über den übermütigen, lustigen und wagemutigen Kameraden, den dieses „Jungsmädchen", über das er so den Kopf wiegen mußte, für alle seine Unternehmungen abgab.

Hadwig hatte, seit ich das neue Kindlein, trug, aufgehört, sich zu seinen wilden Unternehmungen zu drängen, und hatte sich mehr mit „Frauensachen" abgegeben. Hatte „aus Spaß" Nähmaschine nähen gelernt und längst verschollene Puppen herausgekramt, an denen sie „üben" konnte, bevor sie sich aus billigem grobem Stoff begeistert und ganz selbständig ein Kleid gemacht hatte, das sie nun ständig trug, und an dessen etwas

krummgeratenen Nähten und dicken, krumpeligen Säumen nicht einmal Rupert etwas auszusetzen wagte.

Sie war viel in meiner Nähe gewesen, hatte „geholfen“ in Küche und Garten. Mit der fröhlichen zupackenden Begeisterung, mit der man als Kind ein ganz neues Gebiet entdeckt. Sie war bei allem so frisch, lustig entdeckungsfreudig und ganz und gar bei der Sache gewesen, daß mich erst Ruperts Frage darauf brachte, daß sie vielleicht irgend etwas hinter allem dem suchte, daß sie vielleicht gespürt haben könnte, wie es jetzt etwas anders stand um uns als vorher. Ganz gewiß hatte sie nichts Bestimmtes gewußt, gesucht, auch nichts „gemerkt“. Sonst hätte sie ebenso deutlich und anteilheischend gefragt wie der Junge. Dennoch war ihre kleine Frauenseele getroffen worden von den Schwingungen fraulichens Geschehens. Und hatte mitklingend sich hingeneigt zu fraulichen Tätigkeiten und Hantierungen.

Wir saßen zusammen am Abend auf der Bank vorm Haus, und warteten auf den Vater. Plauderten, wie man es tut am Feierabend eines langen, gut geratenen Tages.

Ein klarer Oktobertag mit hohem Himmel hatte noch so viel Wärme in der Luft zurückgelassen, daß wir zufrieden, glücklich, wie man nur im Herbst über das unverhoffte Geschenk solch eines Tages und Abends ist, nebeneinander auf der Bank saßen, in der noch die ganze Sonnenwärme des Tages war. In den Garten hineinsahen, wo die Meisen um die paar Sonnenblumenköpfe schwirrten, die wir ihnen stehengelassen hatten. Und miteinander berieten, ob wir die Äpfel morgen hereinnehmen sollten, oder ob man ihnen noch die letzte Sonnenwärme gönnen sollte.

„Wer weiß, ob morgen wieder Sonne ist“, meinte Hadwig und war für Abernten. Denn sie hatte heute mit mir die Apfelhorden aufgestellt und wollte sie nun auch gefüllt sehen.

Wir gerieten in ein Schweigen, aus dem ich mich gerade aufraffend nun die endgültige Bestimmung über die Apfelernte treffen wollte, als der Junge fragte:

„Wie lange trägst du nun das Kind mit dir, eh du es gebierst?“

„Ungefähr neun Monate, Junge.“

„Kann man denn ganz genau ausrechnen, wann es geboren werden muß?“

„Ungefähr genau schon.“

„Weißt du denn, wann d u das Kindchen kriegst?“

„Ja, Anfang Mai“, sagte ich und sah die Köpfe der Geschwister nebeneinander, sie beide zu einer Einheit zusammenschauend wie noch niemals: das Nachdenkliche, klare, helle, aufgerichtete Gesicht des Jungen, in dem die Augen strahlten und die Stirn leuchtete, wie er jetzt, vor sich hinschauend, den Raum der neun Monate erwog — und das plötzlich verstehende, sich rötende Gesicht des Mädelchens, das sich verwirrt und schimmernd neigte und um den Mund leise zitterte vor plötzlichem Begreifen.

Fast war es so, als forme sich in diesem Augenblick das Antlitz unseres dritten Kindes aus der Schau durch diese beiden Kindergesichter hindurch auf das, was uns allen gemeinsam war: aus schimmernd heller Klarheit und hingeneigtem Verstehen. Aus Rupert und Hadwig, aus dem Mann und mir, aus denen, die vor uns waren und in uns weiterlebten und seltsam sich überschnitten, fanden, ergänzten und ausschlossen.

Die Kinder stürzten dem Vater diesmal nicht entgegen wie sonst. Rupert erhob sich, schwer und gewichtig wie ein Mann aus tiefen Gedanken, und Hadwig wich ein wenig hinter mich zurück, so daß ich diesmal allein ihm entgegenging und die Geschwister versonnen und verhalten folgten. In einer tiefen Anteilnahme, die für ihre kleinen Herzen noch schwer und unhandlich war.

Aber das Plaudern um den Tisch herum war nachher klar und unbekümmert, lustig, herzlich und beladen mit tausend kleinen Wichtigkeiten wie stets.

„Ich habe es eigentlich gewußt“, hörte ich Hadwig aus ihrem Bett durch die geöffnete Tür zu Rupert herübersagen, „bloß ich wußte nicht, was es war. Es war alles ein wenig anders als sonst. Heim-

licher, so wie vor Weihnachten. Aber das — das ist mir nicht eingefallen.“

„Mir hat es die Mutter gesagt“, sagte Rupert in die Dunkelheit hinein. „Ich hab sie auch gefragt. Ich habe sie furchtbar lieb.“

„Ja“, sagte Hadwig, schon ganz schlafschwer.

IV.

„Weißt du, Mutter“, sagte das Mädelchen an einem der nächsten Tage, als wir abends vorm Abendbrot zusammen über der Flickerei saßen. — Rupert machte noch Schularbeiten, und wir waren so ungestört allein miteinander wie schon länger nicht.

„Es gibt eine Sprache, die durch alles hindurchgeht. Manchmal kann man sie verstehn, mit der Brust vielleicht oder mit der Haut oder sonstwie, aber nicht mit dem Kopf. Man versteht es ganz eindeutig und genau, wenn man es auch nicht sagen kann. Und dann kommt plötzlich so ein Menschenwort und sagt es, dann weiß man es, und alles ist klar. Aber man muß es sehr hüten, daß nicht der Glanz dabei abgeht, das Geheimnis und das Glück davon. Man darf es beinahe nur ein einziges Mal und nur ganz leise sagen, wenn man sich gerade sehr lieb hat und ganz einig ist. Dann ist es sehr schön. Weil man es ja nun weiß und nicht mehr zu suchen braucht.

„So ist es mir gegangen, Mutter, und nun weiß ich es.“

Und wieder nach einer langen Pause erzählt sie mir die Geschichte von den singenden Katzen.

Da hatte ich sie mit einer Besorgung durch den Wald geschickt. Und als sie wiederkam, war inzwischen die Sommernacht aufgegangen. Eine von den hellen Juninächten, die wie ein zaubervoller Raum über der Erde sind: Die Bäume stehen dunkel und mit noch frühlingsfrischem, duftendem Laub in der hellen Luft, aus der die Helligkeit überhaupt nicht weichen will; die Sterne sind fast nicht da, nur einige wenige stehen groß und nah am hellgebliebenen Himmel und mischen ihr Licht mit dem, was von der Sonne überall zurückblieb. Die Luft ist voller Duft und Blütengeruch aller Art und auf sonderbare Weise still und hoch geworden, da die vom Tage her gewohnten Geräusche, Insektengesurr und die mannigfache Geschäftigkeit des Lebendigseins verstummt sind.

„Es war fast, als könnte man die Stille hören, Mutter. Und als müsse man anfangen zu singen, weil es einen so hochzieht und weit macht von innen her, weißt du? Nur daß man es nicht wagen konnte und eigentlich ganz ohne Stimme war. Man hätte nicht einziges Wort laut sagen dürfen. Und es war auch nichts zu sagen ...

Und dann waren da die Katzen. Unter der Esche waren sie, die da an der Wegbiegung steht. Die Esche war ganz besonders schön in der Nacht mit ihren spät gekommenen noch ganz frischen Blättern und dem hellschimmernden, kerzengeraden Stamm. Wie ein Licht stand sie da am Weg. Wie ganz allein. Obgleich sie doch mitten unter anderen Bäumen steht ...“

Ich kannte den Baum. Ich erkannte ihn aus Hadwigs Schilderungen. Für den, der im Walde wohnt, hat jeder Baum sein eigenes, unverwechselbares Gesicht.

„Da waren die Katzen, drei waren es. Ich kannte sie wahrscheinlich sogar; denn ich kenne ja alle Katzenviecher hier herum. Aber sie wollten nicht erkannt sein; sie waren ganz fremd und feierlich, wie Zaubertiere. Sie gingen um den Baum herum und sangen. Sie durften singen in der Nacht.

Wirklich, Mutter. Sie gingen ganz langsam um den Baum herum und sangen. In einem großen Kreis, gerade halb so groß, wie die Blättertraufe ist. Als ich kam, blieben sie einen Augenblick stehen, und die eine hob den Kopf und sang mich an, als ob sie mich was fragen wollte. Und dann setzte sie die Pfote wieder auf die Erde und ging weiter. Und die anderen beiden gingen auch weiter. Und dann fingen sie wieder an zu singen, da wo sie aufgehört hatten, als ich kam.

Es war, als hätten sie mir erlaubt, dazubleiben und zuzuhören. Nach einer Weile war es dann so, als sei ich gar nicht mehr da, und sie waren ganz allein unter der

Esche. Ich stand ganz still an dem Baum gegenüber. Ich lehnte mich an und hielt mich mit den Händen fest, um mich nicht zu bewegen und sie nicht wieder zu stören. Der Stamm war ganz warm; unter der Krone hatte sich eine dichte Wärme gesammelt, als ob der Baum wie ein Tier lebendig wäre. Der Baum bei den Katzen aber war schön. Und der Raum unter seiner Krone feierlich wie eine Kirche schimmernd, hoch und geschlossen.

Und dann kam es mit einem Male so, daß ich die Katzensprache verstand und wußte, was sie sangen.

Man kann das nicht so sagen, Mutter. Die Katzen leben ja so anders als wir, nicht? Sie leben in der Nacht wie in einem großen Raum, der ihnen gehört. Und gehen darin zueinander hin, wenn sie wollen. Sie wollen auch so anders als wir und sind sehr allein, ohne Geschwister und Mutter und ohne Zuhause. Wenn sie sich auch zum Schlafen umeinanderrollen und miteinander spielen und sich gegenseitig beim Lecken helfen, wenn sie gerade zusammen sind und Lust dazu haben — ich glaube, sie lieben sich nicht. Sie haben das ganze Leben lieb, die Sonne und den Sommer und die Gerüche in der Nacht, und sie haben sich selbst lieb. Aber es ist ihnen fast gleich, mit welcher Katze sie gerade spielen und sich in die Sonne legen. Sie bleiben so fremd. Auch wenn sie sich streicheln und herumtragen lassen, haben sie einen nicht lieb, so wie ein Hund etwa. Es ist nur die Wärme, die sie mögen und das lebendige Gestreicheltwerden. Und wenn es ihnen in den Sinn kommt, daß sie plötzlich fortspringen, dann sind sie fort, als gingen sie einen gar nichts an, als wären sie nie dagewesen.

Und davon sangen sie denn auch: daß die Nächte hell sind und daß man weit und leise darin umhergehen kann. Daß die Sonne wiedergekommen ist, das gute große Feuer, das durch alles hindurchwärmt, bis auf die Katzenknochen unter dem Fell, daß das Fell sich so wohl fühlt jetzt und alle Strahlen einfängt und davon knistert. Daß der Sommer nun da ist, und daß die gute Sonne so nahe gekommen ist, daß sie nicht einmal in der Nacht ganz weggehen kann und alles immer noch von ihr voll ist. Daß sie die Blätter gemacht hat und die Gerüche, und die vielen Tiere herausgekommen sind, Käfer und Mäuse und was man so fressen kann, davon man ganz satt wird und sich dick und wohl anfühlt und ein freies Leben führen kann, ganz ohne Menschen und Menschengeruch.

Und daß das Leben so sehr schön ist, daß man oft gar nicht mehr fressen mag, sondern bloß darin umhergehen und überall ein wenig nach dem Rechten sehen.

All so etwas sangen sie. Eine sang dieses, und die anderen sangen leise mit. Bloß die Töne, weißt du. Und dann hatte die andere einen neuen Gedanken und nahm den Hauptton an, und die beiden anderen sangen im Chor dazu, antworteten ihr und sangen mit, weil sie ja auch wußten, wie schön das war, was die eine, die gerade vorsang, lobte. Manchmal sangen sie alle zusammen, und manchmal sang eine lange allein, und schließlich hörten sie auf und gingen weg, ohne sich nach mir umzugucken. Aber vergessen hatten sie mich nicht; es war ihnen nur gleichgültig, daß ich da war und zuhörte. So war das, Mutter.

Und so war es auch, bevor Rupert das sagte mit dem Kindchen. Es war da eines Tages ein großer Raum in der Luft, der war voll Feierlichkeit und wie voll von Musik, und ich habe gewußt, daß etwas ganz Neues geschehen war. Nur, daß ein neuer Mensch angefangen hatte zu leben, das wußte ich nicht. Ich konnte einfach nicht so deutlich denken, weißt du."

Und nach einer Weile, in der ich den kleinen tüchtigen Fingern zusah, die an der groben grauen Socke stopften:

„Die kleinen weißen Sachen für das Kind, Mutter — laß mich die alle ganz allein richten, ja?"



Früchtestilleben — *Zeichnung von Fritz Griebel*

HERBST

VON MAX GEISENHEYNER

Gleich hinter dem zweistöckigen langgestreckten Hause meines Großvaters, das ihm einst gehört hatte und in dem er dann nur noch zwei Zimmer als Mieter bewohnte, stand in dem Garten, der ihm als Besitz geblieben war, ein großer, alter Apfelbaum mit mächtig ausholenden starken Ästen und einer gewaltigen Krone. Er wird mir immer in der Erinnerung bleiben, und ich will von ihm erzählen, damit er auch durch die Gedanken der Leser seine Äste strecke mit den herzförmigen, leckeren Äpfeln daran, wenn es dann auch nur Traumfrüchte sein werden, die der irdischen Hand ausweichen, wenn sie sich nach ihnen ausstrecken möchte.

Mein Großvater war ein schweigsamer, in sich gekehrter Mann, den die Bewohner des Hauses sehr respektierten und mit dem sie nur redeten, wenn er sie ansprach. Einmal nur hat er lange zu mir gesprochen, und auch davon will ich erzählen. Er liebte seinen Garten über alles und verbrachte jede freie Stunde in ihm. Schon bei meinem ersten Ferienaufenthalt in dem kleinen märkischen Städtchen, in dem er lebte und das ich so sehr lieben gelernt habe, war es mir aufgefallen, daß der Großvater, wenn er nachmittags vom Rathaus kam, wo er eine Schreiberstelle bekleidete, zuerst, ohne jemanden zu begrüßen, in den Garten ging, den Hut abnahm, unter dem Apfelbaum stehenblieb und lange zu ihm hinaufschaute. Immer stärker grub sich im Laufe der Jahre dieses Bild in meine Gedankenwelt ein: der große, hagere Mann in langem, schwarzem Gehrock, den Kopf umweht von feinem, silbrigem Haar, die blauen Augen in den tiefen Höhlen neben der kräftigen Nase strahlend nach oben gerichtet, die schmalen bartlosen Lippen in leiser Bewegung, als rede er mit dem Baum.

An einem Herbstferientage, ich stand damals im fünfzehnten Lebensjahr, es war ein Tag vor meiner Abreise, ging er mit mir zusammen in den Garten. Er mochte mich wohl leiden. Das hatte ich von Jahr zu Jahr immer mehr erfahren. Aus seinem Kopfnicken, wenn ich, der ich von Natur ebenso schweigsam war wie er, etwas sagte, über den Garten, die Wiesen, das Vieh. Ich spürte sein Wohlwollen, wenn

er mir bei Tisch einen besonders guten Brocken zuschob, wenn er mir ein Buch auf den Nachttisch legte, einen Band Schiller, eine Novelle von Fontane, den er besonders liebte.

Aber er sprach mit mir nie über das Gelesene; er lächelte nur zustimmend, wenn ich dazu etwas in schwärmerischen Worten bemerkte, oder er brummte wohl: „Du mußt das Buch noch einmal lesen!"

Als er an diesem letzten Abend mit mir durch die Gartentür gegangen war, die, wie immer, leise knarrte und wir unter dem Apfelbaum wie auf Verabredung gemeinsam stillstanden, legte er seine Hand um meine Schulter und sagte mit leiser, fester Stimme:

„Wer weiß, mein Junge, ob wir uns noch einmal wiedersehen. Ein Jahr ist lang. Ich bin schon recht alt. Da will ich dir etwas mit auf den Weg geben, das du, wie ich hoffe, nicht vergessen wirst: Den Baum, unter dem wir jetzt stehen und zu dem du mich so oft hast hinaufschauen sehen, hat mein Großvater gepflanzt, als ich geboren wurde, und er hat mich einst so wie ich dich, als ich alt genug war, hierhergeführt und mir gesagt: Du mußt den Baum lieben, mußt, wenn du an ihm vorbeigehen willst, jedesmal unter ihm stehenbleiben und eine Minute durch seine Äste in den Himmel gucken. Das ist schöner als ein eingelerntes Gebet. Da sprichst du wortlos mit Gott selbst. Und du wirst außerdem noch viel, viel lernen, was du erst spät, spät begreifen wirst. Ich hörte damals mit Andacht zu, so wie du mir und habe es auch lange nie unterlassen, unter dem Baum stehenzubleiben. Am schönsten war es des Abends, wenn die Sterne in den Ästen zu hängen schienen, oder wenn der Mond silberne Schleier über die Zweige und Früchte hing. Ich lernte den Baum lieben, und ich glaubte zu wissen, er liebe auch mich und meinte das aus seinem Rauschen und Flüstern zu vernehmen. Dann aber vergaß ich ihn, vergaß ihn ganz, als ich älter und, wie ich meinte, selbständiger geworden war, es mir gut ging, zu gut, und ich glaubte, ich könne ohne Mühe alle Himmel stürmen. Erst als dann das Unglück über mich kam, ich die Bürgschaft einbüßte, die ich für einen Freund, den ich sehr liebte, geleistet hatte und alles verlor, was ich besaß, da erst gedachte ich wieder des Baumes. Und er gab mir in meiner Not alle Grüße und Gedanken von einst, die ich an ihn gerichtet, auf eine sanfte und ruhige Art zurück. Ich richtete durch seine Zweige zum ersten Male wieder ein wortloses Gebet. Da ist der Baum mein Freund geworden, mein einziger, und ist es geblieben. Ich lernte von ihm, was ich früher nicht begriffen hatte: daß alles auf dieser Welt seine Zeit haben will, das Wachsen, das Blühen, das Früchtebringen, das Freundschaftschließen und das wahre, tiefe Liebhaben. Und daß man Opfer dafür bringen muß, daß man Gott Opfer bringen muß, um Gnade zu erhalten. Aber ich lernte auch, daß immer wieder ein neuer Frühling kommt, unabwendbar, strahlend, was auch in der Welt geschehen mag und daß der Mensch darin eingeschlossen ist, wenn er Kraft und Saft in sich hat. Und ich lernte auch, daß der, der das alles nicht hat, ein recht armer Hund ist!"

Als ich meinen Großvater so von seinem Leben erzählen hörte — so viel hatte er noch nie in meiner oder anderer Gegenwart geredet —, war ich ganz still und sehr bewegt. Er reckte dann seine hagere Hand aus und pflückte vorsichtig von einem Zweig einen Apfel, den er erreichen konnte und wendete ihn hin und her in seiner braunen Hand. Dann brach er ihn auseinander, deutete auf das Gehäuse mit den schwarzen Kernen und sagte: „Ja, mein lieber Junge, wir sind von Geheimnissen umgeben, die über Geburt und Tod hinausreichen! Ist es nicht ein Wunder, daß ich zu dir, meinem Enkel, rede und daß du mir zuhörst? Sind wir nicht auch Früchte eines Stammes, durch dessen Zweige die gleichen ewigen Worte vom Segen der Erde und der göttlichen Dinge einherrauschen? Nun wollen wir den Apfel essen, als ein Abendmahl von Gott gespendet, damit wir ihn nicht nur ahnen, sondern auch schmecken."

Langsam aßen wir den saftigen, duftigen Apfel mitsamt der wachsgelben, mattglänzenden Haut. Bissen um Bissen. Mir war ganz heilig dabei zu Mute.

Den Arm fest um meine Schulter gelegt, ging der Großvater mit mir ins Haus.



Zeichnung von Fritz Griebel

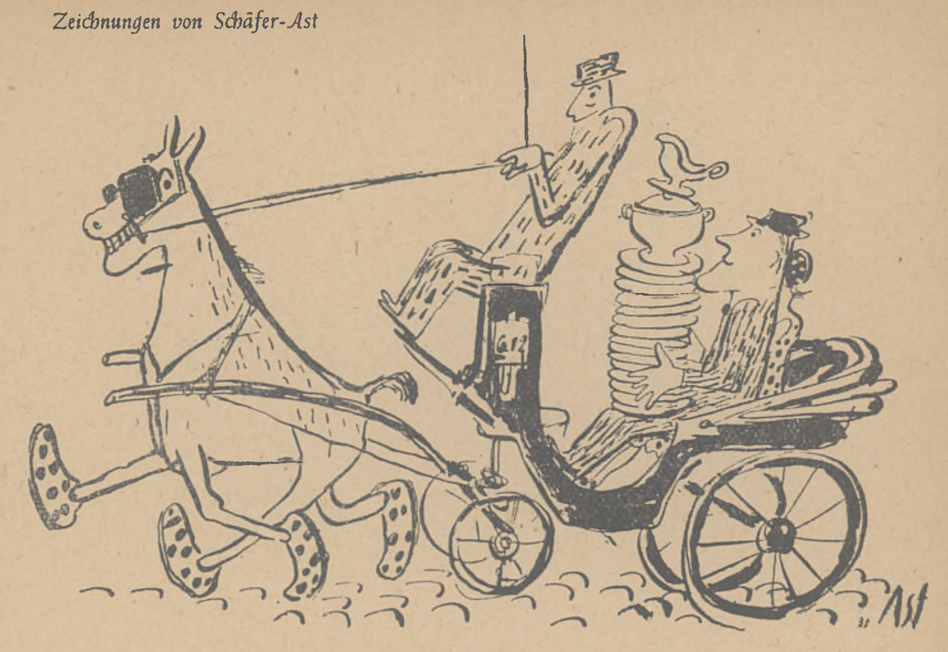
Badische Herbstfahrt

Tausend rote, runde Äpfel
sind in jeden Baum gefallen,
und die kleinen, blanken Bälle
schaukeln an den kurzen Stengeln.
Ach, es gibt so viele Bäume,
ach, es sind so viele Äpfel.
Sind mir zweie gegenüber
in den Wagensitz gefallen.
Fest und lustig, frisch und wächsern,
gucken nur ein ganz klein wenig
aus der spitzenden Umhüllung.
Und es lacht das liebe Mädchen,
Und der Äpfel helle Prächte
schwanken leis in der Bewegung.
Und ich lache mit und drücke
nun den ganzen vollen Fruchtkorb
mir behutsam fest ans Herz!

Michael Grosse

Aus meiner Wagenremise

Zeichnungen von Schäfer-Ast



Um Gottes willen, fahren Sie vorsichtig!

Rundfahrt

Einsendungen nur an die Schriftleitung:
Max Geisenheyner, Berlin-Zehlendorf, Heimat 48

